

Wiener Stadtbibliothek

157896 A

M.Ab1.9 - S.D.Nr. 250 - 5 - 649 - 36400 - 31

Wiener Stadtbibliothek

157896 A

M. Abt. 9 - S. D. Nr. 250 - 5 - 649 - 36400 - 31

*Ich bitte, dieses Buch gütig aufzunehmen und
sich in Wolwollen zu erinnern. Ihres Die vorerwähnten*

A 157.896

de 22

Hst.

Alfred Dick

of

ICH. VON MIR.

Motto:

Schad' um mich.

ooooooo

Als Manuskript gedruckt.

ooooooo

Faint handwritten text at the top of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

a 157.896



J N 218.767



Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
I. Kindheit und Jugend	1
II. Berufe	8
III. Reichenau	14
IV. Köveces	29
V. Bruck a. d. Leitha	40
VI. Jagd	52
VII. Zu Hause	65
VIII. Geschäfte	87
IX. Frauen	95
X. Bei Gericht	102
A. Vom Rechtspraktikanten zum Landesgerichtsrat	102
B. Von Verbrechern	105
C. Von Gaunern	116
D. Ehrenbeleidigungen	130
E. Humoristisches	134
Schlußwort	139



Inhalt

1	Einleitung	1
2	I. Abschnitt	2
3	II. Abschnitt	3
4	III. Abschnitt	4
5	IV. Abschnitt	5
6	V. Abschnitt	6
7	VI. Abschnitt	7
8	VII. Abschnitt	8
9	VIII. Abschnitt	9
10	IX. Abschnitt	10
11	X. Abschnitt	11
12	XI. Abschnitt	12
13	XII. Abschnitt	13
14	XIII. Abschnitt	14
15	XIV. Abschnitt	15
16	XV. Abschnitt	16
17	XVI. Abschnitt	17
18	XVII. Abschnitt	18
19	XVIII. Abschnitt	19
20	XIX. Abschnitt	20
21	XX. Abschnitt	21
22	XXI. Abschnitt	22
23	XXII. Abschnitt	23
24	XXIII. Abschnitt	24
25	XXIV. Abschnitt	25
26	XXV. Abschnitt	26
27	XXVI. Abschnitt	27
28	XXVII. Abschnitt	28
29	XXVIII. Abschnitt	29
30	XXIX. Abschnitt	30
31	XXX. Abschnitt	31
32	XXXI. Abschnitt	32
33	XXXII. Abschnitt	33
34	XXXIII. Abschnitt	34
35	XXXIV. Abschnitt	35
36	XXXV. Abschnitt	36
37	XXXVI. Abschnitt	37
38	XXXVII. Abschnitt	38
39	XXXVIII. Abschnitt	39
40	XXXIX. Abschnitt	40
41	XL. Abschnitt	41
42	XLI. Abschnitt	42
43	XLII. Abschnitt	43
44	XLIII. Abschnitt	44
45	XLIV. Abschnitt	45
46	XLV. Abschnitt	46
47	XLVI. Abschnitt	47
48	XLVII. Abschnitt	48
49	XLVIII. Abschnitt	49
50	XLIX. Abschnitt	50
51	L. Abschnitt	51
52	LXI. Abschnitt	52
53	LXII. Abschnitt	53
54	LXIII. Abschnitt	54
55	LXIV. Abschnitt	55
56	LXV. Abschnitt	56
57	LXVI. Abschnitt	57
58	LXVII. Abschnitt	58
59	LXVIII. Abschnitt	59
60	LXIX. Abschnitt	60
61	LXX. Abschnitt	61
62	LXXI. Abschnitt	62
63	LXXII. Abschnitt	63
64	LXXIII. Abschnitt	64
65	LXXIV. Abschnitt	65
66	LXXV. Abschnitt	66
67	LXXVI. Abschnitt	67
68	LXXVII. Abschnitt	68
69	LXXVIII. Abschnitt	69
70	LXXIX. Abschnitt	70
71	LXXX. Abschnitt	71
72	LXXXI. Abschnitt	72
73	LXXXII. Abschnitt	73
74	LXXXIII. Abschnitt	74
75	LXXXIV. Abschnitt	75
76	LXXXV. Abschnitt	76
77	LXXXVI. Abschnitt	77
78	LXXXVII. Abschnitt	78
79	LXXXVIII. Abschnitt	79
80	LXXXIX. Abschnitt	80
81	LXXXX. Abschnitt	81
82	LXXXXI. Abschnitt	82
83	LXXXXII. Abschnitt	83
84	LXXXXIII. Abschnitt	84
85	LXXXXIV. Abschnitt	85
86	LXXXXV. Abschnitt	86
87	LXXXXVI. Abschnitt	87
88	LXXXXVII. Abschnitt	88
89	LXXXXVIII. Abschnitt	89
90	LXXXXIX. Abschnitt	90
91	LXXXXX. Abschnitt	91
92	LXXXXXI. Abschnitt	92
93	LXXXXXII. Abschnitt	93
94	LXXXXXIII. Abschnitt	94
95	LXXXXXIV. Abschnitt	95
96	LXXXXXV. Abschnitt	96
97	LXXXXXVI. Abschnitt	97
98	LXXXXXVII. Abschnitt	98
99	LXXXXXVIII. Abschnitt	99
100	LXXXXXIX. Abschnitt	100
101	LXXXXXX. Abschnitt	101
102	LXXXXXXI. Abschnitt	102
103	LXXXXXXII. Abschnitt	103
104	LXXXXXXIII. Abschnitt	104
105	LXXXXXXIV. Abschnitt	105
106	LXXXXXXV. Abschnitt	106
107	LXXXXXXVI. Abschnitt	107
108	LXXXXXXVII. Abschnitt	108
109	LXXXXXXVIII. Abschnitt	109
110	LXXXXXXIX. Abschnitt	110
111	LXXXXXXX. Abschnitt	111
112	LXXXXXXXI. Abschnitt	112
113	LXXXXXXXII. Abschnitt	113
114	LXXXXXXXIII. Abschnitt	114
115	LXXXXXXXIV. Abschnitt	115
116	LXXXXXXXV. Abschnitt	116
117	LXXXXXXXVI. Abschnitt	117
118	LXXXXXXXVII. Abschnitt	118
119	LXXXXXXXVIII. Abschnitt	119
120	LXXXXXXXIX. Abschnitt	120
121	LXXXXXXXX. Abschnitt	121
122	LXXXXXXXXI. Abschnitt	122
123	LXXXXXXXII. Abschnitt	123
124	LXXXXXXXIII. Abschnitt	124
125	LXXXXXXXIV. Abschnitt	125
126	LXXXXXXXV. Abschnitt	126
127	LXXXXXXXVI. Abschnitt	127
128	LXXXXXXXVII. Abschnitt	128
129	LXXXXXXXVIII. Abschnitt	129
130	LXXXXXXXIX. Abschnitt	130
131	LXXXXXXXX. Abschnitt	131
132	LXXXXXXXXI. Abschnitt	132
133	LXXXXXXXII. Abschnitt	133
134	LXXXXXXXIII. Abschnitt	134
135	LXXXXXXXIV. Abschnitt	135
136	LXXXXXXXV. Abschnitt	136
137	LXXXXXXXVI. Abschnitt	137
138	LXXXXXXXVII. Abschnitt	138
139	LXXXXXXXVIII. Abschnitt	139
140	LXXXXXXXIX. Abschnitt	140
141	LXXXXXXXX. Abschnitt	141
142	LXXXXXXXXI. Abschnitt	142
143	LXXXXXXXII. Abschnitt	143
144	LXXXXXXXIII. Abschnitt	144
145	LXXXXXXXIV. Abschnitt	145
146	LXXXXXXXV. Abschnitt	146
147	LXXXXXXXVI. Abschnitt	147
148	LXXXXXXXVII. Abschnitt	148
149	LXXXXXXXVIII. Abschnitt	149
150	LXXXXXXXIX. Abschnitt	150
151	LXXXXXXXX. Abschnitt	151
152	LXXXXXXXXI. Abschnitt	152
153	LXXXXXXXII. Abschnitt	153
154	LXXXXXXXIII. Abschnitt	154
155	LXXXXXXXIV. Abschnitt	155
156	LXXXXXXXV. Abschnitt	156
157	LXXXXXXXVI. Abschnitt	157
158	LXXXXXXXVII. Abschnitt	158
159	LXXXXXXXVIII. Abschnitt	159
160	LXXXXXXXIX. Abschnitt	160
161	LXXXXXXXX. Abschnitt	161
162	LXXXXXXXXI. Abschnitt	162
163	LXXXXXXXII. Abschnitt	163
164	LXXXXXXXIII. Abschnitt	164
165	LXXXXXXXIV. Abschnitt	165
166	LXXXXXXXV. Abschnitt	166
167	LXXXXXXXVI. Abschnitt	167
168	LXXXXXXXVII. Abschnitt	168
169	LXXXXXXXVIII. Abschnitt	169
170	LXXXXXXXIX. Abschnitt	170
171	LXXXXXXXX. Abschnitt	171
172	LXXXXXXXXI. Abschnitt	172
173	LXXXXXXXII. Abschnitt	173
174	LXXXXXXXIII. Abschnitt	174
175	LXXXXXXXIV. Abschnitt	175
176	LXXXXXXXV. Abschnitt	176
177	LXXXXXXXVI. Abschnitt	177
178	LXXXXXXXVII. Abschnitt	178
179	LXXXXXXXVIII. Abschnitt	179
180	LXXXXXXXIX. Abschnitt	180
181	LXXXXXXXX. Abschnitt	181
182	LXXXXXXXXI. Abschnitt	182
183	LXXXXXXXII. Abschnitt	183
184	LXXXXXXXIII. Abschnitt	184
185	LXXXXXXXIV. Abschnitt	185
186	LXXXXXXXV. Abschnitt	186
187	LXXXXXXXVI. Abschnitt	187
188	LXXXXXXXVII. Abschnitt	188
189	LXXXXXXXVIII. Abschnitt	189
190	LXXXXXXXIX. Abschnitt	190
191	LXXXXXXXX. Abschnitt	191
192	LXXXXXXXXI. Abschnitt	192
193	LXXXXXXXII. Abschnitt	193
194	LXXXXXXXIII. Abschnitt	194
195	LXXXXXXXIV. Abschnitt	195
196	LXXXXXXXV. Abschnitt	196
197	LXXXXXXXVI. Abschnitt	197
198	LXXXXXXXVII. Abschnitt	198
199	LXXXXXXXVIII. Abschnitt	199
200	LXXXXXXXIX. Abschnitt	200



Vorwort.

Am 2. Jänner 1915 saß ich in einem Kreise guter Freunde und lieber Bekannter im Hôtel Impérial. Ich begann im Laufe des Abends in Erinnerungen zu wühlen, in Reminiszenzen an gute und schlechte Zeiten und erzählte von manchem Erlebnis, von mancher krassen Situation, von Aussprüchen, die ich gehört oder selbst getan habe. Ich fand Beifall, man lachte und amüsierte sich und unter der Peitsche meines alten Freundes Hans — nebenbei gesagt, der einzige meiner Freunde, der es nach jahrelangem heißen Ringen erreichen konnte, daß wir uns duzen — kam ich immer mehr ins Erzählen hinein, war nicht zu bremsen und die Zuhörer spendeten mir immer mehr Beifall. Unter diesen befand sich auch eine junge Frau, die aussieht wie eine schwarze Lotosblume, und diese verlangte, daß ich meine Erlebnisse niederschreibe. Ich versprach ihr dies, nur mußte ich sie bezüglich der Ausführung meiner Zusage auf längere Zeit vertrösten, auf die Zeit meinesurlaubes, da ich das große Material erst zusammenstellen und sichten müsse und dies nur während meinesurlaubes möglich sein werde.

Nun ist der Urlaub gekommen. Gestern habe ich ihn angetreten und heute gehe ich an die Erfüllung meines Versprechens. Ich verbringe ihn wie seit 44 Jahren größtenteils in Reichenau,



I. Kindheit und Jugend.

Der Mensch, welcher kein Latein versteht, gleicht einem, der sich in einer schönen Gegend bei nebligem Wetter befindet; sein Horizont ist äußerst beschränkt: nur das Nächste sieht er deutlich . . . Wer kein Latein versteht, gehört zum Volke, auch wenn er ein großer Virtuose auf der Elektrisiermaschine wäre und das Radikal der Flußspatsäure im Tiegel hätte.

Schopenhauer, Parerga (Über Sprache und Worte).

Ich habe nicht auf die Welt kommen wollen! Ich wußte, daß da schreckliche Sachen entstehen werden, Berge von Mißerfolgen und Schwierigkeiten, gemischt mit den verworrensten Situationen, die ich nicht werde beherrschen können. Ich ahnte es, wie gesagt, und ich wehrte mich, aber es mußte sein. In der Bräunerstraße ereignete sich die Katastrophe meines ersten Geburtstages, meine Kindheit begann. Meine ältesten Erinnerungen an dieselbe sind so düster, daß ich sie lieber übergehen werde. Nach zirka 40 Jahren wurde ich in merkwürdiger Weise an sie gemahnt. Ich besuchte die bekannte Graphologin Adolfine Poppée. Nachdem sie, die mich früher nie gesehen hatte, aus meiner Schrift mir die unglaublichsten Wahrheiten gesagt hatte, warf sie einen Blick auf die Innenfläche meiner Hand und sagte mit verblüffender Sicherheit: „Sie haben Ihre Mutter früh verloren!“

Nach dem Tode meiner Mutter zogen wir zu deren Mutter, zuerst in die Dorotheergasse, dann mit der Großmutter in die Kantgasse. Die Erinnerung an erstere erschöpft sich in der Vorstellung eines herrlichen Weihnachtsabendes, den wir dort feierten und in dem gräßlichen Angstgefühl, das ich davor hatte, das Stiegenhaus zu betreten, weil sich in dasselbe einmal eine Frau

heruntergestürzt hatte. An das Haus in der Kantgasse knüpfen sich viel mehr Erinnerungen. Ich besuchte von dort aus das akademische Gymnasium und die Vorstellung der Professoren Dworak und Konvalina macht mich noch heute erbleichen. Montag habe ich jahrelang die Schule nicht besuchen können, weil ich Sonntag stets solche Portionen Obersschaum verzehrte, daß ich Montag immer krank war. Ich weiß nicht mehr, wieso es kam, aber die siebente und achte Klasse absolvierte ich am Mariahilfer Gymnasium. Auch die Maturitätsprüfung machte ich dort, und zwar so oft, daß mir schon etwas abging, wenn ich einige Wochen lang nicht maturieren durfte. Endlich gelang es aber doch und ich erhielt schließlich ein sehr gutes Reifezeugnis. Während meiner Gymnasialzeit waren die klassischen Sprachen meine Lieblingsgegenstände und ich hatte entschiedenes Talent für Lateinisch und Griechisch, während Mathematik und Physik mir namenlose Schwierigkeiten bereiteten. Und doch habe ich nach Jahren an einer Hochschule eine Prüfung aus höherer Mathematik mit gutem Erfolg abgelegt und zwar an der Bergakademie in Leoben, wovon noch später die Rede sein wird. Meine Vorliebe für die alten Sprachen brachte es mit sich, daß ich mir mit der Zeit eine herrliche Bibliothek in diesem Fache anschaffte, eine Bibliothek, um die mich ein Professor hätte beneiden können, die ich aber gleich nach der Matura um zirka 3 Gulden verkaufte. Später studierte ich auch Italienisch, Türkisch und Spanisch, habe es aber hierin nicht sehr weit gebracht. In der Kantgasse hatte mein Großvater eine nach damaligen Begriffen prächtige Wohnung eingerichtet; jedes Zimmer prangte in einer bestimmten Farbe; mein Vater bewohnte einen riesigen Marmorsaal; es gab ein grünes, ein rosafarbenes, türkisches Zimmer etc. In dem Marmorsaal meines Vaters ging viel vor. Er studierte damals chinesische Literatur (u. a. kaufte er ein großes chinesisch-englisches Wörterbuch in vier Bänden, das er aus Sumatra bezog) und ließ einmal eine ganze Truppe chinesischer Jongleure und Tänzer sich bei uns produzieren. Dann wieder spielten die damals berühmten Harner (die Vorgänger der Schrammel) und die Ausseer Pfeiferbuben dort; und auch der ausgezeichnete Chor des Kantors Goldstein sang hier in Gegenwart von allen aristo-

kratischen Bekannten meines Vaters, denen er dann ein streng rituelles Souper von Tonello vorsetzte. Das Speisezimmer in der Kantgasse war in Gold und Schwarz gehalten, der Plafond war mit mythologischen Bildern geschmückt, in denen Porträts meines Bruders und meiner Person vorkamen. Nach langen, langen Jahren bewohnte das Ehepaar Unger diese Wohnung und als mein Vater dort einmal speiste und zufällig neben Professor Adolf Exner saß, sagte er zu diesem, auf mein Bild am Plafond deutend: „Dieser Mann hat vor kurzer Zeit bei Ihnen seine erste Staatsprüfung gemacht!“ — Tableau über das Tableau!

Eine schöne Erinnerung an die Kantgasse bildet die Bekanntschaft mit Alfred Grünfeld. Er hat es in meiner Gegenwart selbst öffentlich erzählt und ich darf es daher weitersagen: Er wurde von Graf Hugo Seilern, einem guten Freunde meines Vaters, und diesem selbst entdeckt. Eines Abends schleppten sie ihn vom „Sperl“ in die Kantgasse, wo er bis acht Uhr früh spielte. Das wiederholte sich dann immer wieder und oft, wenn ich in der früh in die Schule ging, schlief er auf dem enormen braunsamtenen Divan, den wir noch besitzen. Er lernte damals bei meinem Vater eine Menge einflußreicher Menschen kennen, darunter den damaligen Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe, und wurde so berühmt. Aber so Walzer spielen hat ihn niemand gehört außer uns zwischen 5 und 8 Uhr früh!

Jetzt noch eine heitere Episode aus der damaligen Zeit. Einer meiner Schulkollegen im akademischen Gymnasium war der jetzige Fürst Starhemberg. Ich war mit ihm befreundet und wenn ich strafweise länger in der Schule bleiben mußte, habe ich dies meiner Tante Dora schriftlich mitgeteilt, damit sie mir das Essen aufhebe, und Ernst Rüdiger (damals) Graf Starhemberg trug mir immer die Briefe nach Haus zur Tante. Die Gute lebt nicht mehr; sie war stets prächtig und das Prototyp der Ehrlichkeit und Anständigkeit — aber einen größeren Gegensatz als sie und Ernst Starhemberg gibt es — doch. Dieser bestand nämlich darin, daß Graf Josef Hoyos, der damals auch zum Freundeskreis meines Vaters gehörte, mit meiner Großmutter mit Vorliebe Gespräche über den Rakelhahn führte!

Rechnitz! Ein lieber, guter, in meiner Erinnerung stets sonniger Ort im Eisenburger Komitat, in dem mein Vater geboren wurde und mein Großvater fürstlich Batthyánscher Pächter war! Ein Ort, an den ich nur mit innigster Wehmut denken kann, denn dort hatten wir ein Haus mit schönen kühlen Zimmern; ein Bräuhaus; einen Garten mit Feigen, Marillen, Dirndeln und Spargeln; eine Jagd, Pferde, den prächtigen Kutscher János, einen Wald mit einer „Hütte“ und einen riesigen Kettenhund Vigyázz!

Sowie dieser Ort heute noch für meinen Vater in seinem 83. Lebensjahr das Ideal seiner Träume bildet, so ist es für mich eine der grausamsten Launen des Schicksales, daß ich dieses Glück als Kind kaum erfassen konnte und daß es mir nicht gegönnt war, als erwachsener Mensch die Segnungen dieses Aufenthaltes zu genießen und zu verstehen! Aber trotzdem bin ich dem Geschick dankbar dafür, daß ich wenigstens als Kind davon nippen durfte, was für mich immer den Höhepunkt des Lebensgenusses bildet: Landleben in meinem Sinn!

Meine Großeltern waren prächtige Gestalten. Die Großmutter war ein Engel an Güte und Sorgfalt und eine wahrhaft vornehme Erscheinung. Meinen Großvater charakterisiere ich am besten durch folgenden seiner Aussprüche: „Zwei Sorten von Menschen hasse ich: einen, der lügt und einen, der ohne Handschuhe kutschiert!“ Er war ein sehr guter Kutscher, hatte immer gute Pferde und holte einmal der Großmutter Gefrorenes aus Güns, dem Scheyischen Stammorte, das zirka 8 Kilometer von Rechnitz entfernt ist, ohne daß es trotz großer Hitze zerflossen ankam. Der Pferdesport war überhaupt bei unseren Ahnen sehr beliebt, wie folgende Episode zeigt. Das Urhaus der Familie Schey steht in der Hühnergasse in Güns; es war für mich ein mystisches Zauberschloß mit seinem riesigen Hof, seinen großen Zimmern und seinen Gängen! Die diesem Haus gegenüberliegende Straßenseite bildete eine lange Gartenmauer, an der gerade gegenüber dem Scheyischen Haustor eine halbkreisförmige Ausbuchtung sichtbar war. Als ich einmal fragte, welchen Zweck diese habe, sagte man mir, mein Urgroßvater Josef Schey habe ein Stück Grund des Gartens gekauft und die

Mauer abgerundet, damit er mit seinem Viererzug bequemer aus- und einfahren könne. Solche Ahnen sind teuer!

An Rechnitz knüpfen sich für mich zahllose Erinnerungen. Einmal entstand bei unserem Nachbar ein großer Brand, den unser Stallbursche gelegt hatte. Weiters nahm ich dort meinen ersten Reitunterricht; mein Großvater setzte mich auf ein Ponny, stellte sich mit einer enormen Peitsche in die Mitte des Hofes und knallte entsetzlich mit ihr: ich wurde vor Angst ohnmächtig (wörtlich wahr) und wurde ins Haus getragen. Mit unseren Ponnys durfte ich auch hie und da kutschieren, was mir das Höchste war, aber das, was für mich das Allerhöchste war, konnte ich nicht erreichen, mit Fred und Fakó durfte ich nicht kutschieren, die waren zu gefährlich für mich. Speziell an Fred erinnere ich mich noch genau: Er war ein Fuchs, ziemlich böseartig, aber prachtvoll schön und war als Wagen- und Reitpferd zu benützen; ewig werde ich ihm dafür dankbar sein, daß er meinen Lehrer einmal abwarf; einen seiner Hufe ließ mein Vater zu einem Briefbeschwerer montieren, den er noch besitzt, und als Fred später nach Wien geschafft wurde, schrieb Graf Wilczek einmal meinem Vater, daß sein Sohn diesem Pferde die schönste Praterfahrt seines Lebens verdanke.

Wenn wir von Rechnitz nach Güns fahren, wozu man beiläufig eine Stunde brauchte, wurden viel größere Vorbereitungen getroffen, als Sven Hedin zur Reise nach Tibet getroffen haben mag. In Güns wohnte eine Schwester meiner Großmutter, die gute, sehr lustige und witzige Tante Leni und die Vorbereitungen begannen damit, daß ein Briefwechsel zwischen den Schwestern über Tag und Stunde unseres Besuches geführt wurde (damals gab es noch keine Eisenbahn, die Post wurde täglich durch einen gewissen Werderits mit Wagen befördert). War endlich der Tag fixiert, dann mußten die Pferde vorher längere Zeit geschont werden. Endlich war der Tag der Expedition angebrochen. Um 7 Uhr früh mußte fortgefahren werden; Eßwaren wurden uns immer mitgegeben und trotz der Hitze Überzieher und Plaids. In Güns wurden die Pferde in den Stall geschafft, gefüttert, viele Stunden lang ausgeruht und endlich traten wir

wieder die Rückfahrt an, mußten jedoch unbedingt vor Sonnenuntergang zu Haus angelangt sein. So reiste man damals, es gab kein Automobil, kein Telephon — aber auch keinen Weltkrieg! —

Ehe ich Abschied nehme von diesem lieben Ort mit seinem herrlichen Schloßgarten, dem sogenannten Ungermarkt, der Donatikapelle, dem „Prater“ und der „Herrengasse“, will ich noch der vielen prächtigen Gestalten Erwähnung tun, an die ich mich noch erinnere: So an den lieben Louis Förster, an Winkler Karl, den Jäger Raffay, den Inspektor Krakowitz, den Pfarrer Gigler, den Zenz Franz, den Bettler Xile und viele andere! — Nach 30 Jahren kam ich einmal wieder nach Rechnitz: Keiner der alten Bekannten lebte und aus dem Garten meiner Großeltern, wo früher mein Großvater jeden Morgen seinen Tschibuk rauchte und Besuche empfing, ist ein Gasthauslokal minderer Sorte geworden.

Ich habe früher meines Lehrers Pokorny gedacht, den Fred abwarf, er spielte eine große Rolle in meinem Jugendleben. Er wohnte bei uns und verbrachte auch viele Sommer mit uns. Ich liebte ihn abgöttisch, ich muß es beinahe krankhaft nennen. Wenn er abends manchmal fortging und es neblig war, stand ich am Fenster, weinend vor Angst, daß ihm ein Unglück zustoßen könnte; dann kam er nach Hause und — prügelte mich. Aber ich verdanke ihm unendlich viel, er war ein guter Lehrer; er selbst studierte Mathematik und Physik und es gelang ihm, mir über die schrecklichen Schwierigkeiten, welche mir diese Gegenstände bereiteten, hinwegzuhelfen. Ich verdanke es ihm, daß ich zwölf Jahre später an einer Hochschule Prüfung aus höherer Mathematik mit Erfolg ablegte. Allerdings hatte ich vorher die Vorlesungen des Professors Spitzer an der Technik gehört, die durch ihre majestätische Klarheit imponierten. Pokorny kam dann durch uns in eine Versicherungsgesellschaft, brachte es dort zu einer guten Stellung und starb vor einigen Jahren. Sein Nachfolger Schottik war viel unbedeutender, er hat mich nur geprügelt und sonst verdanke ich ihm nichts.

Viele Sommer brachten wir in Hietzing zu. Dorthin „reiste“ man damals so wie jetzt nach Ischl oder Karersee. Große

Möbelwagen führten die notwendigen Dinge hinaus, die Wohnung in Wien wurde eingekamphert, als ob man nach Afrika reisen würde, und es begann die Tortur der täglichen Stellwagenfahrten. Zirka zwei Stunden dauerte eine solche Fahrt, denn in der Mariahilferstraße vor dem Gasthaus „Zum goldenen Stern“ hielten die Wagen lange an, die Pferde mußten sich ausruhen und die Kutscher sich stärken. In Hietzing wohnten wir in der Villa Jägers in der Auhofstraße, dann in der Feldmühle, in der Gloriettegasse bei Adelpodinger (heutige Villa Herz), neben der damaligen Villa Szontágh, die für mich ein Märchenschloß war und von der mir Fritz Szontágh einmal erzählte, die Wände eines Zimmers seien mit Bier angestrichen, und ich glaubte es. Damals hatten wir viele Reit- und Wagenpferde, ganze Kavalkaden wurden veranstaltet, zum „Jauner“, zur „Knödelhütte“, diese Orte waren das Stilsferjoch und das Trafoi von heute. Eine große Wichtigkeit wurde dem damals neuen Croquetspiel beigelegt, das ganz ernst gespielt wurde; dabei wurde gestritten und gekämpft, als würde es sich um ernste Dinge handeln und eigene strenge Spielregeln wurden erfunden, um das Spiel besonders schwer zu machen. Man war harmloser und zufriedener als heute. —





II. Berufe.

Willst du's zu Etwas bringen, geh' gebückt
Und lerne vorher knechtisch schleichen.
Nur wer sich schweigend in die Ecke drückt,
Kann Amt und Herrngunst erreichen.
Sei demütig, ein dienstbefliss'ner Mann,
Lieg' vor den Großen stets im Staube;
Denn, wo der Nagel nicht eindringen kann,
Da windet sich hindurch die Schraube.

„Fliegende Blätter“, 1884.

Ich bin der Jurist, von dem die Mediziner sagen: „Der wäre ein guter Techniker geworden!“ Es kann nicht leicht jemand gefunden werden, der sich in mehr Berufen versucht hat, als ich. Nach Ablegung der letzten Maturitätsprüfung trat die schwere Frage der Berufswahl an mich heran. Der innere Drang wies mich zum Militär, das wäre damals mein Ideal gewesen. Ich reichte beim 8. Dragonerregiment (damals „Graf Sternberg“) wegen Aufnahme als Einjähriger ein; aber ich wurde für untauglich erklärt! Ich erinnere mich noch genau daran, wie ich mit Tränen in den Augen das Assentierungslokal verließ, wo man mich wegen meiner schiefen rechten Hand so tief gekränkt hatte! Ich wehrte mich, so gut ich konnte, gegen die Untauglichkeit, ich sagte, daß ich schießen, reiten, fechten könne, es nutzte nichts, die erste Hoffnung war begraben! Damals wäre ich glücklich gewesen, wenn man mich behalten hätte; wer aber weiß, welche Demütigungen und Kränkungen mir hiedurch erspart wurden und ob ich heute schon Oberstleutnant wäre, was dem Range eines Landesgerichtsrates entspricht. Aber trotz diesem Mißerfolg habe ich meine Liebe für das

Militär nie aufgegeben. In der Folge lernte ich den „kleinen Seidel“¹⁾ auswendig, ich studierte Dienstreglement, Pionierdienst usw., ich kannte alle Regimentsinhaber auswendig und ich ging jahrelang fast täglich zur Burgmusik, wo ich meinen bestimmten Platz hatte und die Reihe der täglich aufziehenden Regimenter im voraus wußte; kurz, ich war ein ganz kleiner Albrecht. Dort spielte sich einmal eine heitere Szene ab. Ich hatte mit Karl Roth gewettet, daß ich als Engländer verkleidet zur Burgmusik gehen werde. Ich gewann diese Wette; denn tatsächlich zog ich mit, umhüllt von einem langen, hellbraunen Ulster, in der Hand einen Operngucker und um die Wangen einen blonden Backenbart; und hinter mir schritt, ebenso gravitatisch wie ich, der alte Dienstmann Louis (Johannessgasse, Ecke Seilerstätte), der eine Handtasche und einen knallroten Plaid zu tragen hatte. Ich erwartete die Kapelle am Kohlmarkt und marschierte mit. Es war ein windiger Tag und meine Kotelettes flogen so, daß man merkte, sie seien nicht echt. Es entstand ein riesiges Halloh unter allen Pülchern, man nannte mich ganz ungeniert den „Bartfranzl“ und ich amüsierte mich königlich. In der Schauflergasse forderte mich ein Wachmann auf, ihm unbemerkt in das Café Griensteidl zu folgen und mich zu legitimieren, was anstandslos geschah. Als mein Dienstmann aber gemerkt hatte, daß sich die Wache einmischte, rannte er wie besessen fort zu meinem Vater und meldete diesem, daß ich verhaftet worden sei, der wieder sofort zu Paul Schulz raste, um mich zu befreien. Im Abendblatt war zu lesen, daß sich ein hagerer, langer Mann den Faschingsscherz (es war zufällig gerade Faschingdienstag) gemacht habe, als Engländer verkleidet die Burgmusik zu begleiten. Auch der Kaiser, der damals täglich von einem bestimmten Fenster der Hofburg aus das Aufziehen der Wache beobachtete, hat mich gesehen und soll sehr gelacht haben. Dies tat er später noch einmal. In Ischl war es, da verfaßte ich recht lustige Programme in der Art der Programme für Produktionen von Volkssängern, welche zahlreiche Anspielungen auf lokale Verhältnisse und bekannte Personen enthielten. Diese anonym erschienenen Programme wur-

¹⁾ Seidels „Kleiner Armeeschematismus“.

den auf der Esplanade, in allen Geschäften und Hotels verteilt, fanden Beifall und machten ihren Weg auch zum Kaiser.

Nachdem, wie gesagt, der militärische Plan vollständig gescheitert war, wendete ich mich meiner zweiten Liebe zu, der Philologie. Ich hörte in der alten Universität Karl Schenkl über Catull lesen und noch einige andere ähnliche Kollegien; außerdem auch Fournier über Napoleon I. Ich weiß nicht mehr warum, aber dies dauerte nur ein Semester lang und es entstand eine neue Idee.

Mein Onkel Oskar hatte damals Eisenwerke in Gleiwitz und Sosnowice (in Russisch-Polen, wo ich auch einmal war) und wollte mich für diesen Beruf ausbilden. Ich sollte deshalb vorerst die Leobener Bergakademie absolvieren, da ich aber mit den mathematischen und technischen Wissenschaften seit jeher auf Kriegsfuß stand, wollte ich mich früher doch ein wenig vorbereiten und ließ mich als außerordentlicher Hörer an der Wiener Technik inskribieren, wo ich zwei Semester lang höhere Mathematik und Chemie hörte. Die Vorlesungen des Professors Spitzer über erstere Disziplin waren ein Genuß und eröffneten mir Einblicke in neue Welten. Die Klarheit und Sicherheit seiner Vorträge waren ganz großartig und es war geradezu imponierend, diesen Mann mit seiner trockenen, man möchte sagen tonlosen Stimme an der Tafel die kolossalsten Beweise und Formeln entwickeln zu sehen, wobei niemals auch nur der geringste Fehler unterlief, niemals statt eines Plus- ein Minuszeichen gesetzt wurde. Nach einem Jahr begab ich mich nach Leoben. Hier verlebte ich ein Martyrium. Vorerst litt ich an quälendstem Heimweh, gegen das ich absolut nicht imstande war anzukämpfen. Dann wurde ich durch Max Gutmann, der früher dort studiert hatte und jetzt auch noch manchmal hinkam, in eine Gesellschaft eingeführt, in der enorm viel Bier getrunken wurde und ich kann bis heute dieses Getränk nicht einmal riechen, geschweige denn genießen. Ich genierte mich deshalb recht sehr, wollte nicht allein sein, kannte aber niemanden als diese starken Trinker (Fitz, Klettenhammer, Baron Rudolf Meyer-Melnhof etc.) und war mit einem Wort steinunglücklich. Dazu kam, daß ich Zeichnen, Chemie und insbesondere

darstellende Geometrie absolut nicht erlernen konnte. Ich habe mir die größtmögliche Mühe gegeben, in diese Disziplinen mich versenken zu können, ich habe mir dort einen Lehrer genommen und habe bis tief in die Nacht hinein studiert, solange als die Petroleumlampe brannte — es nützte nichts. Der jetzige Sektionschef Homann studierte damals mit mir, wir saßen zusammen in den Nächten bei den Büchern — er hatte Erfolg und ich nicht; das ist um so bedauerlicher, weil er auch nicht technisch, sondern nur juristisch vorgebildet war, und weil er ein Mensch mit Durchschnittsbegabung ist, die mir allerdings damals gemangelt zu haben scheint. Wie Manches wäre anders geworden, wenn ich die Begabung gehabt hätte durchzudringen und mir eine Stellung in der Industrie zu erringen. Der zweite Mißerfolg; denn nach einem halben Jahr sah ich ein, daß ich es auf diesem Gebiete zu nichts bringen könne, und fuhr nach Wien zurück, nachdem ich noch, offenbar unterstützt durch die Vorlesungen Spitzers, Prüfung aus höherer Mathematik abgelegt hatte, was wenige meiner heutigen Kollegen von sich werden sagen können. — Eine ganz heitere Szene ereignete sich hier anlässlich des sogenannten „Ledersprunges“, einer Feierlichkeit, die zur Ehre der neueingetretenen Akademiker am Tage der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Bergmänner, ich glaube am 26. November, abgehalten wird. Es findet ein solenner Kommers statt, wobei schauerlich viel getrunken wird, jeder Neuling muß auf einen Sessel steigen, ein Lied singen, ein Glas Bier austrinken und dann über ein Schurzleder springen, wie solches die Bergleute beim Einfahren in die Grube zu tragen pflegen. Nachdem zirka zwanzig junge Leute dies absolviert hatten und mit dem urteutonischen Brustton der Überzeugung Lieder über die deutsche Freiheit, Einheit und Ähnliches gesungen hatten, kam die Reihe an mich. Ich stieg auch auf den Sessel und krächzte den damals sehr bekannten Gassenhauer:

„'s Schönste is, mitn Umgang gehn,
Umgang gehen, Umgang gehen usw.“

Die Hunderte von Leuten, welche den großen Saal füllten, waren einen Moment lang paff, dann aber brach mächtiger Beifall los, man lachte, freute sich und ich war der Löwe des

Abends! Seither habe ich nie wieder einen Tropfen Bier getrunken — hätte ich dies können, hätte ich Leoben „durchgestanden“, wäre ich heute vielleicht nicht Landesgerichtsrat, der es nach vierundzwanzigjähriger Dienstzeit nicht erleben kann, am ersten eines Monates 500 K zu erhalten (es sind immer nur 497 K 42 h), sondern Direktor, Unternehmer oder Ähnliches — vielleicht ist es so, wie es gekommen ist, besser, vielleicht schlechter; jedenfalls ist es ganz merkwürdig, wie Lebensschicksale durch Zufälle und Kleinlichkeiten entschieden werden.

Ich will aber den Faden nicht verlieren und zu dem Thema dieses Kapitels zurückkehren, den verschiedenen Berufen, die ich ergriffen habe und die mich ergriffen.

Wieder nach Wien eingerückt, hieß es, ich solle „einstweilen“ Jurist werden, bis sich Besseres gefunden haben werde. Ich befolgte diesen Rat und ließ mich als ordentlicher Hörer an der juristischen Fakultät der Wiener Universität inskribieren, wo ich in der normalen Zahl von Jahren die juristischen Studien absolvierte. Ich kann es, ohne unbescheiden zu sein, sagen, daß ich sehr fleißig war, denn ich schwänzte keine der wichtigen Vorlesungen über römisches Recht, österreichisches Privatrecht etc., stenographierte diese Vorträge genau mit und übertrug die Stenogramme nachmittags zu Hause in Kurrentschrift und damals begann ich mich daran zu gewöhnen, stundenlang nachmittags bis in den Abend am Schreibtisch zu sitzen, wie ich dies auch jetzt noch so gerne tue und damals begann in mir die große Liebe zu ernster Arbeit zu entstehen, die sich eher steigert als abnimmt. Trotz meiner Bemühungen konnte ich auch an der Universität keine besonderen Erfolge erzielen; ich machte die Prüfungen gut, aber nie mit Auszeichnung, und hatte vor jeder Prüfung Hölleangst, trotzdem ich mich zu jeder mit der größten Sorgfalt vorbereitete. Ebenso erging es mir später bei der Richteramtsprüfung; bei dieser ereignete es sich, daß ich bei der schriftlichen strafrechtlichen Prüfung denselben Fall zur Bearbeitung erhielt, wie einige Monate vorher mein alter Freund Georg Landauer und daß die Hauptperson des Zivilprozesses, in dem ich das Urteil auszuarbeiten hatte, Georg Landauer hieß. An der Universität fühlte ich mich enorm

wohl. Ich freute mich auf die Vorlesungen schon damals so, wie ich mich heute auf Verhandlungen freue; ich hörte außer den juristischen Vorträgen immer noch einzelne aus anderen Gebieten, hauptsächlich philologische (Türkisch, Italienisch etc.) und ich beschäftigte mich privatim immer noch mit wissenschaftlichen Dingen; so lernte ich damals allein Spanisch und Stenographie und übersetzte lateinische Schriftsteller, mit Vorliebe Cicero, den ich sowie Homer und Tacitus heute noch kultiviere.

Die schönen vier Universitätsjahre waren rasch verfliegen und jetzt trat erst recht die Frage der Berufswahl in den Vordergrund. Ich dachte mir, ein Jahr Gerichtspraxis brauche ich ja jedenfalls, und trat bei Gericht ein. Präsident Schwaiger war der erste Funktionär, der mich als Schriftführer beeidigte, und ich wurde dem Handelsgerichte Wien zugeteilt. Kaum war ich bei Gericht eingetreten, wollte ich Notar werden. Da man mir aber sagte, es dauere vielleicht 18 Jahre oder länger, bis man in Wien Notar werden könne, und da ich enormen Gefallen am Richtertum fand, beschloß ich, bei Gericht zu bleiben und so habe ich diesen Beruf gewählt und bin ihm treu geblieben bis heute. Das Weitere hierüber soll in einem eigenen Kapitel gesagt werden.

Hiermit wären die wichtigsten Etappen meines Lebenslaufes fixiert. Alles andere sind Beiwerk, Episoden, aber die Episoden sind ja das Schönste im Menschenleben und ich will die markantesten im Folgenden herausheben.





III. Reichenau.

1. Ich geh' in den Wald, hören, wie er schweigt.
„Simpltissimus“, August 1910.

2. Ich kenn' ein Tal, von Felsen rings umschlossen,
So lieblich schön, so freundlich und so mild,
Vom Lebenshauch des Sonnengott's umflossen,
Ist es des ew'gen Maies Ebenbild.
Das heit're Öst'reich nennt dies Tal das seine,
Entzückt war jeder noch, der es geseh'n,
Es kann den schönsten Gegenden vom Rheine
In seinem Frühlingschmuck zur Seite steh'n.
Ein klarer Fluß, belebt durch die Forelle,
Durchschlingt das Tal gleich einem Silberband,
Er murmelt fort und führt so manche Quelle,
Die hoch entspringt, hinaus ins flache Land.
Es liegt entfernt vom lärmenden Gewühle
Der großen Stadt, zu wenig ist's bekannt,
Bescheiden pranget es in seiner Fülle,
Das Reichenauer Tal wird es genannt.

Muchmayer, Das Tal von Reichenau 1844.

Reichenau, du herrlichster Ort im Viertel unter dem Wienerwald, wie frischgrün bist du, wie vornehm in deiner Bergespracht, wie goldig! Wie hab ich dich lieb! Wie habe ich in dir schon gelacht und geweint, wie habe ich mich nach dir schon geseht und wie oft träume ich von dir! Wenn ich recht elend bin, flüchte ich mich zu dir und auf deine Berge und du gibst mir Trost und neue Kraft, und wenn ich mich recht kränke, denke ich mir, ich kann doch wieder einmal auf das Alpel gehen und in den Latschen sitzen, und wenn ich in Wien vor Hitze oft verzweifle, dann stelle ich mir einen kühlen Abend auf der Terrasse des Thalhofes vor und ich leide ruhig weiter. Und es ist noch immer wieder der Moment gekommen, wo ich zur Süd-

bahn rasen und zu dir fahren konnte und stets hast du mich gastlich aufgenommen und gehalten, was ich von dir erwartete. Möge es immer so bleiben.

Als ganz kleines Kind war ich zum erstenmal hier und seither bin ich 44 Jahre lang wiedergekommen, in jedem Jahr, manchmal auf kürzere, manchmal auf längere Zeit, nie war ich untreu. Zuerst wohnten wir in der Molkenvilla, einmal, dann immer nur im Thalhof und ich könnte und wollte in keinem anderen Hotel wohnen, in keinem anderen Haus außer in meinem eigenen, das ich mir beim Schedbauer errichten möchte, aber das wird nie der Fall sein! Ich kam in jedem der ersten Jahre mit meiner Familie hierher; später lichtete sich dieser Kreis naturgemäß und seit vielen Jahren komme ich allein. Wir waren damals viele Familienmitglieder und einmal bewohnten wir im Thalhof dreizehn Zimmer. Auch viele Freunde besuchten uns hier, es herrschte ewiges Kommen und Gehen. Mein Vater nahm immer sein Klavier und sein Harmonium mit heraus (dann wundert man sich, wenn ich daran gewöhnt bin, mit viel Gepäck zu reisen) und jeden Sonntag wurde musiziert. Die Holzknechte sangen bei meinem Vater, er spielte dazu Klavier und meine Tante Dora Zither; auch Alfred Grünfeld tat dabei oft mit. Ich erinnere mich daran, wie während eines solchen Konzertes, dem immer auch alle Mitglieder der Familie Waissnix beiwohnten, meinem Bruder im Nebenzimmer von unserem alten Freunde Dr. Ronsburger die Mandeln geschnitten wurden. Weiters ist es mir im Gedächtnis geblieben, daß, als wir einmal nach Wien zurückreisen wollten, gerade Klavier und Harmonium auf einen Wagen aufgepackt worden waren und die Pferde, zwei starke Rotschimmel, vom Hofe aus mit dem Wagen und dessen Ladung durchgingen; sie liefen ein gutes Stück Weg, aber außer ein paar gesprungenen Saiten hatten sie nichts angerichtet.

Aus dieser alten Zeit habe ich die Erinnerung an prächtige Gestalten mir bewahrt, von denen ich vielen immer ein treues Gedenken bewahren werde. Da ist vor allen der alte Herr Alois Waissnix gewesen, der Vater des jetzigen Besitzers des Thalhofes, Karl Waissnix, der schon vor 40 Jahren einen silberweißen Bart

hatte und ebensolange täglich um 7 Uhr früh in seine Mühle fuhr und um 6 Uhr abends zurück. Dann der gute Freund Rettinger! Er war einer der originellsten Menschen, stets gut aufgelegt, stets bei der Arbeit, hatte eine wunderschöne Schrift und trug niemals einen Hut und niemals eine Krawatte; die wenigen Röcke, die er besaß, ließ er aber beim alten Schroefle arbeiten, der damals auch zu den Gästen des Thalhofes gehörte; einmal erschien er mit einem Paar Pferde, die er in der Lotterie der Pferdeausstellung gewonnen hatte. Bei Rettinger saß ich jeden Abend in seiner Kanzlei, deren Wände beladen waren mit Geweihen und Krickeln; ich saß immer auf einer kleinen, grünen Kiste und plauschte mit ihm und da traten abends immer alle Kutscher auf und meldeten die Fuhren, die sie absolviert hatten; er fragte immer, ob sie Trinkgeld bekommen haben, und wenn sie dies verneinten, wurde der betreffende Gast mit 20 Kreuzern (tempora mutantur!) belastet; ein alter, alter Kutscher hieß Toni und wenn Rettinger ihn nach dem Trinkgeld fragte, antwortete er oft: „Hab i eh kriegt!“ Dieser Toni war ein Prachtmensch und hat sein mühsam erspartes Vermögen einem armen Krüppel hinterlassen, der heute noch auf der Payerbacherstraße zu sehen ist. Später hatte Waissnix noch einen Kutscher, der Toni hieß; der war aber viel unsympathischer. Mit Bezug darauf, daß ich ihm ausgiebigere Trinkgelder zukommen ließ, sagte er zu mir: „Sie hab'n a Religion!“ Aber einmal führte er mich von Kaiserbrunn nach Haus und neigte sich plötzlich nach rückwärts: er war total betrunken und ich mußte, im Wagen stehend und Toni mit meinem Körper von rückwärts stützend, durch das Höllental kutschieren. — Ich erinnere mich an den alten Peterl, eine Anzengruberische Figur, der ein Kretin war, nur in abgebrochenen Sätzen sprach, aber seine Arbeit ganz tadellos verrichtete, die in Holzhacken bestand. Ich erinnere mich an die alte Kundl (Abkürzung von Kunigunde), an den Stellwagenkutscher Rumpler, der ein geriebener Gauner war, über den Theodor Herzl einmal ein Feuilleton in die Presse schrieb; an den Hausknecht Loidl Karl, der heute noch lebt, und an viele andere. Von den Gästen des Thalhofes aus jener alten Zeit sei des Baron Haerdtl ge-

dacht, der so hübsche Gedichte machte; des Baron Adam Burg, der im Wald über höhere Mathematik schrieb; des Sektionsrates Schrauf, der hier eine Jahreswohnung hatte, in Prigglitz begraben ist, vorher immer mit dem alten Lanner dorthin gewandert war und in seinem jetzigen Grab das Dejeuner verzehrte; des prächtigen Lovassy, der eigentlich Polifka hieß, früher hier Gendarm war, dann die Schneiderin Breier heiratete und sich ein reizendes Häuschen aus Schweden kommen ließ, das heute noch steht; des alten Herrn Köchert, der jährlich mit dem alten Lanner wochenlang auf der Rax herumzog, — und ich könnte noch viele herausgreifen, von jedem ließe sich Besonderes sagen, unerschöpflich sind die Variationen der Menschen, die ich hier kennen lernte und beobachtete. In jener Zeit kehrten auch viele Diplomaten im Thalhof ein, so Baron Okolicsányi mit seiner schönen Frau; der Herzog von Avarna und andere, deren Namen mir entfallen sind.

Die stärkste Erinnerung bildet für mich die an Frau Olga Waissnix, die am 4. November 1897 verstorbene Frau meines Freundes Karl. Sie war eine bedeutende Frau: schön, geistreich, gut, liebenswürdig und ihr verdanke ich viel Schönes. Sie lud mich oft zu sich ein, ich besuchte sie auch im Frühjahr und Winter und wenn ich mit ihr und ihrer Schwester Fanny beisammen war, wurde rasend gelacht und es waren dies wirklich köstliche Stunden. Sie arrangierte kleine Feste auf den Bergen, auf der Knofeleben, dem Luxboden etc. und kochte oben am Berg meine Lieblingspeisen (Hühnercroquettes mit Erbsen und Zitronenauflauf) und ließ auch Champagner mitnehmen; solche Zeiten werden nicht wiederkommen! Wenn diese Frau in der Küche stand und die Köchinnen dirigierte, stark gerötet durch die Glut der Herde, mit ihrem großen Strohhut, war dies für mich ein rührendes Bild, das mir immer unvergeßlich bleiben wird. In Reichenau lernte sie auch die Jagd und ich besitze noch Teile eines Bruches, den sie erhielt, als sie ihr erstes Stück Hochwild schoß. Es ereignete sich dies auf einer der sogenannten „Gußbrandln“, drei entzückenden Waldwiesen am „Saurüssel“, und erst vor wenigen Jahren, als ich mit dem Jäger Burger dort ging, zeigte dieser mir noch den Baum, von dem aus sie geschossen hatte. Ich glaube,

sie war mir und uns allen eine treue Freundin und ich beweinte innig ihr frühes Ableben; Friede ihrer Asche!

Hieran soll sich eine heitere Szene anschließen. Die Waissnixschen Kinder hatten eine englische Gouvernante, Miss Mary Ann Wright, ein sehr hübsches Mädchen, der ich lebhaft den Hof machte. Einmal saßen wir beim Souper, es waren recht viele Personen anwesend und plötzlich sage ich: „Fräulein! Ich wette mit Ihnen um einen Gulden, daß Sie mir jetzt keine Ohrfeige geben!“ Darauf steht Miss Wright auf und haut mir eine derartige Ohrfeige herunter, daß ich schreien hätte mögen. — Alle waren starr. Ich bezahlte, ohne eine Silbe zu sagen, den Gulden, dachte mir meinen Teil und — seit damals war Miss Wright böß auf mich! Eine Analogie hiezu bildet eine Wette, die ich einmal mit meinem Onkel Oskar machte, als er gerade Alaun gurgelte. Ich proponiere ihm die Wette, daß er mir nicht ins Gesicht spucken werde und flugs hatte ich die Wette verloren und mußte bezahlen; das sind meine Geschäfte! Auch die Erinnerung an Miss Wright führt aber in das Tragische hinüber, wie fast alle meine Erlebnisse. Nach einigen Jahren verbrachte ich im Sommer einige Wochen bei Verwandten in Kis-Czell und inzwischen hatte Miss Wright den Trainer Carr des Grafen Erdödy geheiratet, der in der Nähe von Kis-Czell wohnte. Sie ließ mich bitten, sie an einem bestimmten Tag zu besuchen, ich aber kam nicht. Ganz wenige Tage danach wurde die Ärmste von ihrem Mann aus Eifersucht erschossen! Wenn ich sie besucht hätte, wären mir die grausamsten Vorwürfe nicht erspart geblieben, weil ich hätte denken müssen, daß das Verbrechen durch mich veranlaßt wurde. Carr wurde von einem mir verwandten Advokaten verteidigt und erhielt wegen Todschlages mehrere Jahre Kerker und hat mich der Verteidiger darüber vollständig beruhigt, daß zwischen mir und der grausigen Tat auch nicht der leiseste Zusammenhang bestand. —

Früher erwähnte ich des Hansl Burger. Er entstammt einer Familie, die es wert ist, hier erwähnt zu werden. Ich habe noch den ganz alten Burger gekannt, der vor einigen Jahren zirka 90 Jahre alt gestorben ist. Man kann sagen, daß er 90 Jahre lang im Dienste des Hauses Waissnix stand, denn seit er lebte,

widmete er demselben seine Arbeitskraft, erst als Holzknecht und dann als Waldmeister. Er war ein gediegener, ruhiger, verlässlicher Mann; wenn er im Wald umherging, ging er so behutsam, als wenn er pürschen würde und es war unmöglich, ihn zu hören; ich erinnere mich daran, daß er plötzlich einmal vor uns stand, ohne daß wir vorher einen Laut vernommen hatten, als ich mit dem schon erwähnten Kutscher Rumppler bei einem Dachsbau Vorpaß hielt. Mein Vater hat ihn einmal auf eine Fahrt nach Schwarzau mitgenommen als eine Art Schätzmeister, weil er ein Gut kaufen wollte; eines der berühmten Pickischen Luftschlösser! Einmal soll der alte Bürger, als er mit dem Kaiser in der Feuchterhütte sich aufhielt (der Kaiser hat in dieser Hütte, die ich gut kenne, das Konkordat unterschrieben und sein Bett wird noch aufbewahrt, aber um keinen Preis verkauft), in 1½ Stunden mit einem Telegramm an die Kaiserin zum Postamte gelaufen und mit der Antwort zurückgekommen sein. Seine Söhne hießen Hansl, Michel und Lois. Hansl war für mich der Typus des Gebirgsjägers, der jede Spur und jeden Stein kannte; Michel bewirtschaftet derzeit noch die Lakabodenhütte und ist der einzige unsympathische Mensch dieser Gegend; Lois ist im Sommer Hausdiener im Thalhof, im Winter Holzknecht, wie es sein Vater und Hansl waren, und hat ebenfalls echtes Jägerblut. Alle Burgers dienen dem Hause Waissnix von ihrer frühesten Jugend an, zirka 60—65 Jahre. Dasselbe gilt von den meisten Waissnixschen Holzknechten; sie haben fast alle die Medaille für vierzigjährige Dienstleistung und sind alle prachtvolle Menschen. Der alte Lanner (richtig Geig) ist auch schon 84 Jahre alt, arbeitet aber noch immer im Wald und hat mich früher auf mancher Tour begleitet; kein Techniker soll so gut Holzriesen bauen können wie er; sein Sohn Hansl ist ein famoser Zitherspieler und auch Holzarbeiter und auch dessen Sohn Hansl spielt schon Zither, allerdings neben dem Tisch stehend, weil er zu klein ist. Am „Scheiterplatz“, wo alle Waissnixschen Holzknechte wohnen, im Hause Lanners habe ich mir oft Zither vorspielen lassen, er kennt alle meine Lieblingslieder und spielt immer mein Programm und das waren schon oft herrliche Stunden; man

kommt sich dort ganz weltentrückt vor; die Situation ist eine solche, daß man in einem engen Gang zwischen zwei „Hütten“ sitzt, nur einen schmalen Streif blauen Himmel und Gahns¹⁾ sieht und das ist halt wunderschön. Die Frau des jungen Lanner versteht es vortrefflich, Blumen zu binden und Schnitzereien, die ihr Mann anfertigt, damit zu schmücken, und während ich dies schreibe, steht vor mir eine Schnitzerei, die „Hohe Scheibwaldhütte“²⁾ und eine, ein Marterl darstellend. Ein anderer der Holzknechte ist der brave Schneider, der unzählige Touren mit mir machte, der treuherzigste Mensch ist, den man sich vorstellen kann, jetzt aber leider dienst- und führerunfähig zu werden scheint. Was ich mit Schneider im Baumgartnerhause erlebte, kann ich hier leider nicht schildern, doch war es eines der psychologisch interessantesten Dinge, die ich mitmachte. Schon vor vielen Jahren verstorben, ist Baumgartner (nicht der Besitzer des Baumgartnerhauses, sondern auch Holzknecht und Führer), eine herrliche Erscheinung, mit dem ich einmal ein schauerliches Erlebnis hatte. Ich ging mit meinem Onkel Oskar und Baumgartner als Führer auf den Schneeberg und wir stiegen über die Stadelwandleiten ab. Sei es durch den beschwerlichen Weg, sei es durch die große Hitze, kurz, ich wurde, was mir seither nicht wieder geschehen ist, furchtbar müde, beinahe unwohl und mußte ausruhen. Als wir saßen, spürte ich einen penetranten Verwesungsgeruch und sagte zu Baumgartner, daß vermutlich in der Nähe ein verendetes Stück Wild liegen müsse. Baumgartner machte sich auf die Suche und fand — einen toten Menschen, was nicht sehr dazu beigetragen hat, mich zu restaurieren. Trotz aller behördlichen Nachforschungen ist es niemals gelungen festzustellen, wer der Betreffende war und wodurch sein Tod erfolgte. Und weil ich gerade von Führern gesprochen habe, will ich noch eines anderen Abenteurers mit einem solchen Erwähnung tun. Ich ging über das Gaisloch auf die Rax und besorgte mir im Weichtal als Führer den mir bis dahin unbekanntem Stecker. Hier muß ich hervorheben, daß er mir sofort erzählte, er sei ganz besonders verläßlich und sei

¹⁾ Berg des Schneeberggebietes.

²⁾ Im Raxgebiete.

vom Touristenklub mit der Instandhaltung der Steige und Versicherungen betraut. Nachdem wir die bekannte Leiter des Gaislochsteiges absolviert hatten, die einzige halbwegs schwierige Passage, sagte mir mein Führer, er habe nicht geglaubt, daß wir glücklich hinaufkommen werden, denn die Leiter sei nicht wie sonst unten in die Erde eingelassen, sondern das Erdreich ganz unterwaschen und sie sei nur oben lose befestigt! Allerdings habe ich später gehört, daß Stecker wegen Mordes sich in Untersuchung befand und daß das Verfahren mangels Beweises eingestellt wurde. Ein gemütlicher Bursche! Und das soll mir, dem alten Untersuchungsrichter, passieren!

Als die Jagd hier noch kaiserlich war (derzeit ist sie an Richard Schoeller verpachtet), fungierte als Jagdleiter der Waldmeister Fuchs, ein herzensguter, alter Herr, der berechtigt war, Gäste einzuladen, und der mir erlaubte, hie und da einen Hasen zu schießen. Ich schoß auch ein paar Hasen u. zw. auf dem Anstand, was ich natürlich später perhorresziert haben würde, und als ich einmal furchtbar stolz mit einem Hasen beladen in den Thalhof kam, erblickte mich Erzherzog Franz Ferdinand und fragte den Zahlkellner Franz, wer ich sei. Franz antwortete: „Der junge Pick“ und fügte erklärend hinzu: „Der Sohn vom Gustav Pick.“

Das ist so ziemlich die Summe meiner Erinnerungen und Erlebnisse aus der alten Reichenauer Zeit. Später machte ich mich, wie gesagt, selbständig und kam allein her, ohne meine Familie. Und seit einer langen, langen Reihe von Jahren habe ich meinen spärlich zugemessenen Urlaub stets zwischen Rebhühnerjagd in Ungarn und Reichenau geteilt, war in jedem Jahr hier, habe mich in Reichenau nach Ungarn, in Ungarn nach Reichenau gesehnt, war in ewigem Zwiespalt zwischen diesen beiden großen Sehnsuchten und glaube, keinem der beiden Orte Reichenau und Köveceses je Unrecht getan zu haben und will es auch nicht, so lange ich lebe. An beiden Orten fühle ich mich so wie zu Hause, nur viel bequemer; in beiden Orten habe ich im Leben noch nie ein- oder ausgepackt und an beiden Orten erhöht sich mein Appetit in einer solchen Weise, daß das alte Wort meines Onkels Sigmund zur Geltung kommt, der

schon als Kind zu mir sagte: „Du bist ein schwacher Esser, aber ein starker Fresser!“

Zum erstenmal erschien ich ohne meine Familie im Thalhof zugleich mit Hans Mauthner, wir wollten uns hier auf die erste Staatsprüfung vorbereiten; es war dies im März zirka 1890, also vor 25 Jahren! Wir blieben bis Juli und führten ein Götterleben. Ich weiß, daß wir damals zwei Zimmer im sogenannten Badhaus bewohnten, welches fortan von Frau Weissnix das Quartier latin genannt wurde. Von meinem Fenster aus sah ich fast täglich Rehe; wir waren in Pension und zahlten per Tag alles in allem je drei Gulden! Überhaupt bin ich nach Reichenau natürlich schon zu allen Zeiten und aus allen Richtungen gekommen. Außer zur Sommerszeit erschien ich in der Folge oft hier, um die Weihnachts-, Oster- und Pfingstfeiertage zu verbringen, und einmal verbrachte ich auch meinen Geburtstag hier, den Karl Weissnix feierte, indem er mich zum Essen einlud und dann einen Schlitten einspannen ließ, mit dem wir in das Höllental fuhren. Eine solche Schlittenfahrt halte ich geradezu für eine Sehenswürdigkeit: Das Höllental im Schnee, zahllose Gams in fast greifbarer Nähe — das gibt einen Anblick, wie man ihn vielleicht in Europa nicht wieder finden wird, wobei ich ganz dezidiert behauptete, daß die Höllentalstraße unvergleichlich schöner ist als die Dolomitenstraße von Toblach nach Misurina, weiter bin ich nicht gekommen; aber Toblach ist weiter von Wien entfernt als Reichenau und daher viel nobler. Außer auf dem schablonenhaften Geleise der Südbahn kamen wir einmal per Wagen von Güns¹⁾ nach Reichenau, wozu wir mit drei Paar Pferden zirka 8 Stunden fuhren und dann erschien ich einmal mit der Schneebergbahn, d. h. ich ging von deren Station Baumgartnerhaus herab. Die letzterwähnte Bahn ruft mir folgendes Ereignis ins Gedächtnis: Ich fuhr einmal mit einer Dame per Bahn auf den Schneeberg und merkte schon in Puchberg bei der Abfahrt, daß das Zahnrad bei jeder Umdrehung merkwürdige Geräusche von sich gab. Ehe wir zum ersten Tunnel kamen, also an einer der steilsten Stellen, erfolgte plötz-

¹⁾ Ungarn, Eisenburger Komitat.

lich ein starker Knall, das Zahnrad, welches offenbar schadhaf war, zersprang und der Zug rollte mit sausender Geschwindigkeit nach rückwärts. Mein Gedankengang war nun der folgende: Tot bin ich jedenfalls, jetzt riskiere ich die Füße, und da ich zufällig neben der Türe saß, öffnete ich diese rasch, sprang während der Rückwärtsbewegung des Zuges hinaus, stand nach zwei Schritten still und war gerettet. So wie ich hatten es mehrere Personen gemacht, aber merkwürdigerweise wurde der Zug bald durch Handbremsen zum Stehen gebracht und außer einem Schirm, der zerbrochen wurde, hat sich kein Unglücksfall ereignet. Die Bahnbeamten aber sagten, daß der Unfall glücklicherweise auf der geraden Strecke eintrat; aus einer Kurve wäre der Zug hinausgeschleudert worden! In ähnlicher Situation, in der ich mit dem Leben bereits abgeschlossen hatte, befand ich mich einmal in Polgárdi¹⁾, wo der gute, liebe Cenzi Schey eine Pachtung hatte. Er wollte mir das Arbeiten eines Dampfpfluges zeigen und forderte mich auf, mich auf den Pflug zu setzen, während dieser von einer Lokomobile von einer Seite des Feldes auf die andere gezogen wurde. Der Pflug war so eingerichtet, daß man sich auf eine bestimmte Seite setzen konnte, ohne Gefahr zu laufen, seine Füße von den sich drehenden immensen Schaufeln zermalmen zu lassen. Ich besaß jedoch die Grazie, mich auf die falsche Seite zu setzen, zum Abspringen war es zu spät und ich mußte zirka fünf Minuten lang, in beständiger Todesangst mit angezogenen Füßen diese Fahrt mitmachen, wobei ich wußte, daß, wenn ich die Füße nur wenige Zentimeter ausgestreckt hätte, ich unrettbar verloren gewesen wäre. Wenn ich noch hinzufüge, daß ich einmal am Semmering aus einem fahrenden Automobil herausfiel, daß ich einmal in Baden im Bogen aus einem Wagen auf einen Schotterhaufen geschleudert wurde und daß ich einmal in Trautmannsdorf²⁾ gerade in dem Moment über einen Draht, den ich übersah, auf das Bahngeleise fiel, als eine Lokomotive allerdings langsam heranzufuhr, daß ich aber einige Sekunden lang nicht aufstehen konnte, wird man mir zugeben, daß ich das Gruseln kennen

¹⁾ Bei Stuhlweißenburg.

²⁾ Ein Ort bei Bruck a. d. Leitha, wo ich oft jagte.

lernte. Diese Abenteuer bringen mich auf meine erste Automobilfahrt. Ich wollte den armen Cenzi in Kaltenleutgeben besuchen u. zw. an dem Tage meines Urlaubsantrittes. Ich nahm mir ein Automobil und zitterte — nicht umsonst —, weil der Chauffeur mir sehr unvorsichtig zu fahren schien. Bei der Rückfahrt regnete es, der Wagen kam ins Schleudern, drehte sich plötzlich nach rechts, fuhr gegen einen Baum, zerbrach vollständig und ich wurde abermals auf einen Schotterhaufen geworfen. In Wien mußte ich die Rettungsgesellschaft in Anspruch nehmen, weil ich immerhin ziemlich starke Verletzungen an den Händen und Füßen erlitten hatte, und die Konsequenz war, daß mein ganzer Urlaub verdorben wurde, da ich einige Wochen lang nicht recht beweglich war. Da ich außerdem vier- bis fünfmal Karambolagen zwischen Einspännern, in denen ich saß, und Automobilen mitzumachen hatte, wobei einmal ein Pferd wahrscheinlich getötet wurde, werden es meine Freunde begreiflich finden, daß ich diesem Vehikel keine besonderen Sympathien entgegenbringe.

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder nach Reichenau zurück. Was mich diesen Ort, außer den persönlichen Beziehungen, so anbeten läßt, das ist seine herrliche Umgebung. Nach andert-halb Stunden Bahnfahrt von Wien ist man in den Alpen, unter Gams, bei den Alpenrosen. Ich habe es oft mitgemacht, gegen Abend herausgekommen und dann noch bis zum Marchgraben¹⁾ gegangen zu sein, wobei ich in der Eng¹⁾ Gams sah und im Marchgraben (den beinahe niemand kennt) Alpenrosen pflückte; mehr kann man nicht verlangen. Die Zahl der Ausflüge und Touren, die man machen kann, ist enorm, allerdings muß man hiezu eine so lange Praxis haben wie ich, denn viele Orte und Exkursionen wird man in keinem Buche beschrieben finden. Und in jedem Jahr habe ich Neues gefunden, neue Gegenden kennen gelernt und neue Wege in den schon bekannten Gebieten und immer ist alles gleich einzig, goldig, so schön, daß man nichts anderes machen kann, als sich hinhocken und lachen! Heuer war es der Weg von der Kampalm auf den Semmering, den ich

¹⁾ Am Wege auf den Schneeberg.

kennen lernte, und ich kann in Worten die edle Gebirgsspracht und das entzückende Wandern nicht schildern, welche ich genießen durfte. Die Kampalm kannte ich schon früher, aber nicht den Weg von dort auf den Semmering; ich hatte von ihr durch Professor Schrauf erfahren, dessen Lieblingstour sie bildete. Schon ihr Name deutet darauf hin, daß sie an der Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark liegt, von jedem Kronland hat sie etwas: von Niederösterreich den Kamp¹⁾ und von Steiermark die Alm. Tatsächlich führt über sie die Grenze beider Länder und man sieht auf ihrer Höhe (zirka 1530 Meter) vor sich die niederösterreichischen Riesen Rax und Schneeberg, dann aber auch die steirischen Berge Hochschwab, Hohe Veitsch, Schneealm usw. Die Kampalm trägt kein Schutzhaus, man findet daher dort niemals Touristen und man muß sich den Proviant mitnehmen und ihn auf der Almwiese verzehren, was ich zu den höchsten Genüssen zähle. Der Weg vom Gipfel zum Semmering erhebt sich einmal zur Ochnerhöhe und führt sonst zwei Stunden lang fast eben durch einen Himbeer- und Brombeergarten auf den Semmering. Die Eigenschaft, keine Einkehrgelegenheit zu besitzen, teilt die Kampalm mit dem Alpel, einem Vorberg des Schneeberges. Das Alpel liebe ich abgöttisch wegen seines hochalpinen Charakters, wegen des goldgelben Meeres von Zol-litsch²⁾, den man im Mai dort findet, wegen seiner Gams und Hirschen, wegen der sonnigen Wiese knapp unter seinem höchsten Punkt, dem Krumbachstein, auf der ich oft und oft gelegen bin, dann wegen seiner Mäuer und Felsen, durch die man steigen kann, und endlich wegen seines (leider durch den Jagdpächter verbotenen) Abstieges auf die Knofeleben, eine duftige Waldwiese mit einem Jagdhaus, im Juni voll Kohlröserln, über die Peter Altenberg einmal eine hochpoetische Notiz in eine Zeitung schrieb, die außer ihm nur ich verstanden habe. Wenn ich mir vorstelle, daß ich ein Mädchen sehr gern hätte und sogar heiraten wollte, möchte ich es als ihren Polterabend auf die Kampalm und das Alpel führen. Wenn sie aber nicht verstehen würde,

¹⁾ Fluß im Waldviertel.

²⁾ Auch Gamsveigerl oder Peterg'stam genannt.

daß das Beschreiten dieser Wege eine heilige Handlung ist; wenn sie nicht verstummen würde vor Andacht, sondern heiter wäre und gar jodeln müßte, dann würde die Partie zurückgehen. Auf der Rax habe ich auch unendlich Schönes gesehen: Der Weg über das Gaisloch, über die Teufelsbadstube und auch über den ganz zahmen Wachthüttelkamm ist herzerhebend. Die Hohe Scheibwaldhöhe ist an einem schönen Tag ein feenhafter Sonnen-
traum, der mir leider deshalb in nicht ganz angenehmer Erinnerung ist, weil ich dort einmal zwei Männer traf, die mich baten, ihre Hemden ausziehen zu dürfen, was ich stöhnend erlaubte. Leider war es mir noch nicht vergönnt, die schönen, zahmeren Steige zu gehen, welche in den Naßwald führen; das Gamseck soll prächtig sein. Am eigentlichen Schneeberg ist es der südliche Grafensteig, der mich begeistert. Er führt vom Baumgartnerhaus in zirka $\frac{3}{4}$ Höhe des Schneeberges bis zur Kienthalerhütte (3 Stunden zu gehen), und zwar durch den Saugraben und die Bockgrube, zwei langgestreckte, vom Schneeberg herabführende Täler, von denen speziell die Bockgrube das Majestätischeste ist, was ich bisher gesehen habe. In dieser verlebte ich einmal eine heitere Szene. Ich machte mit einigen Freunden, unter denen sich auch Dr. Skrainka befand, die Tour über den südlichen Grafensteig. Als wir zu einer Stelle kamen, die ganz harmlos ist, aber versichert, und als Skrainka, der als Letzter ging, uns Übrige über die versicherte Stelle hinaufklettern sah, packte ihn ein derartiges Grausen, daß er sofort Reißaus nahm und durch die endlos lange, aber auch weglose Bockgrube nach Kaiserbrunn hinablief, wo er zerschunden und zermürbt ankam. Wenn ich noch hinzufüge, daß Skrainka an diesem Tag bis zum Baumgartnerhaus auf dem Maulesel Maro geritten war, dann glaube ich, daß es mir gelungen ist, diesen Mann als Bergsteiger vollständig vernichtet zu haben. Die Bockgrube und der Saugraben sind die prächtigsten Gamsreviere der Umgebung; man kann zu jeder Tageszeit hier zahlreiches Wild sehen, auch Hochwild, und es wurde mir noch dereinstige Stand des Kaisers gezeigt, der früher hier oft jagte. Zum allerletzten Mal soll er auf der Bodenwiese gejagt haben und kenne ich den Baum, bei dem er damals gestanden war, er machte aber damals

keinen Schuß. In den beschriebenen Schneebergrevieren einmal einen Gamsbock zu schießen, wäre mein Ideal, ich kann dies aber, wie alles, was ich anstrebe, nicht erreichen, und ich strebe daher nichts mehr an. Auf den Lakaboden bin ich vielleicht hunderte Male gegangen, ich kannte ihn noch, als die Bäume so niedrig waren, daß man eine schöne Aussicht hatte, was jetzt nicht mehr der Fall ist; ich habe dort auch schon übernachtet, mit Frau Priessnitz, die schon lange Großmutter ist, getanzt und wurde dort von dem schönen Fräulein Ella Müller rasiert, worauf ich riesig stolz bin. In das Höllental, das ich auch zahllose Male besuchte, führe ich so gern Leute, die dasselbe noch nicht kennen, und es freut mich, wie entzückt alle sind, wenn man die Forellen vom Wege aus in der Schwarza sieht und wie die Bilder in ihrer Herrlichkeit wechseln und jedes neue immer noch schöner ist als das frühere. Ich kann mir keine prächtigere Straße vorstellen als die durch das Höllental führende, und ich brauche auch nie eine schönere. Die Partie über den Hahndlhof (ein Idyll, zu dem ich mir immer Adalbert Stifter vorstelle) und den Kreuzberg nach Edlach; der Weg nach St. Christof und Priggwitz; die Werning; die Wagenfahrt nach Kranichberg und zur Hermannshöhle; Raach, Schlagl, Maria Schutz, Klamm — das sind so viele schöne Erinnerungen an blühende Wälder und blauen Himmel, als Namen. Und je älter ich werde, um so lieber habe ich den Wald und die Berge, um so unermüdlicher werde ich im Wandern und um so dankbarer werde ich meinem Vater dafür, daß er den Sinn für Natur und Landleben in mir geweckt hat; er hat mich aufmerksam gemacht auf die Schönheit der Bäume, auf die Urwüchsigkeit der Jäger und Holzknechte, auf die Sprache und Musik des Volkes, auf den Ruf des Schwarzspechtes und auf die Volkstracht der Puchberger¹⁾ (er ließ sich einmal eine Hose machen, wie man sie dort zu tragen pflegt: die Tuchhose geht vom Knie abwärts in steifes Leder über).

Ich habe es in 44 Jahren zuwege gebracht, hier so gut wie nicht zu jagen; denn die 2—3 Hasen, von denen ich ge-

¹⁾ Ort im Schneeberggebiete.

sprochen habe, zählen ja nicht; in der Bockgrube darf ich nicht jagen und mein Freund Karl Waissnix besitzt hier zwar ein ganz gutes kleines Revier, ich habe aber noch keinen Schuß darin gemacht.

Wenn ich zum Schlusse dieses Abschnittes noch anführe, daß ich einmal nervös zum Überschnappen war und hier durch eine Kaltwasserkur Heilung fand; daß wir am 3. September 1913 eine märchenhafte Automobiltour nach Mariazell machten und daß hier der Urort der „Rotkelchen“ ist, wie meine Freunde alle jungen Mädchen nennen, mit denen ich mich hier unterhalte und mit denen ich ewig gefrozzelt werde, dann glaube ich mit diesem Kapitel abschließen zu dürfen und in demselben dem geliebten Orte meine volle Anhänglichkeit und Dankbarkeit bewiesen zu haben.





IV. Kövecses.

1. Goldne Sonne! Leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm.
Goethe, Iphigenie.

2. Ich stand am Flusse, als die Sonne sank,
Ich sah den Feuerball die grauen Fluten
Mit seinem Purpur wunderbar durchgluten,
Sah, wie den letzten Strahl die Woge trank.
Dann warf die Dämm'ung ihre zarten Schleier
Ans ferne Ufer und ein stolzer Reiher
Zog flügelweit ins helle Abendgrün,
Ein Fischer hob den Fang aus seinem Kahne
Im nahen Walde riefen die Fasane
Und eine Möve sah ich lautlos zieh'n.
Und noch einmal aus tausend Kehlen schallt
Der Vögel Abendlied und alle Düfte
Der wilden Bäume strömen in die Lüfte,
Dann plötzlich wird es still, ganz still im Wald

Evelina Schey, Verse.

Am 29. September 1883 war ich zum erstenmal dort und seither in jedem Jahre; damals schoß ich meinen ersten Fasan — vom Baum herunter. Kövecses und Reichenau können ein Leben ausfüllen und sie haben es getan und tun es noch. Seit dem Jahre 1883 ist, wie gesagt, kein Jahr verflossen, in dem ich meine lieben Freunde dort nicht besucht habe. Im Jahre 1883 residierte noch Cenzi dort: „Sei mir begrüßt, du Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel!“ Du lieber, edler, guter, schweigsamer Mensch mit dem kindlichen Gemüt, du Erfinder der guten Jagdfrühstücke, du guter Reiter und Jäger, dessen englisches Pferd Jessy

außer dir ich allein reiten durfte, du armer Freund! Aber auch euch begrüße ich innigst, euch Nachfolger Cenzis! Evelina, Paul, Gerty, Eva; denen ich unermesslich Schönes und Gutes verdanke und deren ich stets in Treue und herzlichst gedenke.

In jener Zeit waren die Lebensverhältnisse in Köveces noch recht primitive, aber wie herrlich war es schon damals dort. Unsere damalige Jagdgesellschaft bestand aus Georg Landauer, Franz Hauptmann, Moritz Schey, meinem Bruder und mir. Eng zusammengepfercht wohnten wir alle damals in des Verwalter Parays Wohnung, der für uns zwei Zimmer eingerichtet hatte und uns köstlich bewirtete. Sein Tökgylyas (in lange Stücke zerschnittene eingemachte Kürbisse) wird mir immer unvergeßlich bleiben und will ich hier bemerken, daß das erwähnte Wort von Rudolf stammt und seither in den ungarischen Sprachschatz aufgenommen worden ist. So wohnten wir im Sommer; wenn wir im Winter kamen, wurde meistens die Wohnung der Schafknechte für uns hergerichtet und wir schliefen auch dort sehr gut. Seither wurde ein schönes Haus hingebaut, das einfach, aber das bequemste ist, das ich kenne, in dem man die beste Bedienung genießt, die man sich wünschen kann (leider ist der König der Diener, Pista, vor kurzer Zeit gestorben), wo jeder Gast sein Zimmer hat; ein Haus mit Badezimmern, köstlicher Terrasse, elektrischer Beleuchtung usw. Ich bewohne dort fast immer dasselbe Zimmer und ich kenne kein rührenderes und traulicheres und ich finde nur dort ein Bett, das für mich lang genug ist, und ich liebe dieses kleine, weiß getünchte Zimmer enorm. In keinem anderen Bett liest es sich in der Nacht so bequem und alle Geräusche der Nacht kenne ich ganz genau und habe sie so gern: den schweren Schritt des Nachtwächters, den leichten seines Hundes, das gedämpfte Schnattern der durch ihn aus dem Schlaf geweckten Enten, welche im Freien übernachten, das Brüllen der Kuh, der man das Kalb genommen hat, das Rauschen der weit entfernten Eisenbahn und die ächzenden Umdrehungen des Windmotors; und alle diese Geräusche erwecken in mir namenlose Sehnsucht und bewegtes Erinnerung.

Nur der Chronologie wegen will ich vorerst wieder von den alten Zeiten sprechen. Da wurde oft gespielt, bis wir zu

dem fürchterlichen Nachtzug um $\frac{1}{2}$ Uhr früh zur Bahn fahren mußten, gezecht wurde auch und ich erinnere mich einer Nacht, in der man Max Gutmann, nachdem er mit dem Oberstuhlrichter Rudnay Csárdás getanzt hatte, Saft von roten Rüben statt des Weines vorsetzte, und er trank dies auch; und bei der Bahnhofkasse wollte er mit einer Fünzigguldennote bezahlen und zog ein Spiel Karten aus der Tasche und wollte mit dem Kassier um den Rest „einen Schlager machen“. Dann erinnere ich mich daran, daß mein Bruder und ich einmal zwei bosnische Ponnys besaßen, die sich in Jattó, das damals zu Kövecses gehörte, befanden. Wir fuhren eines Tages zur Rebhühnerjagd nach Jattó und als wir nach der Jagd in den dortigen Meierhof kamen, war im Stalle ein Brand ausgebrochen und mehrere arme Pferde, darunter unsere Ponnys, liefen schwer leidend im Hofe herum und gingen daran auch ein; das war eine schreckliche Szene, die lange schwer auf uns lastete. Wieder einmal, nachdem ich immer davon geschwärmt hatte, einen Fischreiher zu schießen, erschien einmal Franz Hauptmann per Wagen von Apetlon; wir gingen gegen Abend auf eine versumpfte Wiese und plötzlich zeigte mir Hauptmann einen Reiher in allerdings etwas auffallender Stellung, nämlich fast angelehnt an eine Strohtriste. Ich achtete aber hierauf nicht, pürschte mich an wie auf einen Büffel und schoß; der Reiher zitterte, fiel aber nicht um — er war von Hauptmann schon als Leiche mitgebracht worden. In früheren Zeiten war es auch so eingerichtet, daß mich stets ein Schlosser im Hause erwartete, weil man bestimmt wußte, daß ich ohne Kofferschlüssel ankommen werde, das war todsicher; aber das ist abgekommen, man wird älter und abgeklärter, ich verliere keinen Schlüssel mehr, auch keine Fahrkarte und keinen Gepäcksschein. Dafür habe ich eine andere Spezialität ersonnen, ich habe nämlich den ersten Preis errungen für die längsten Fahrten von und nach Kövecses. Ich bin einmal 16 Stunden von Kövecses nach Wien gefahren, wozu man sonst zirka drei braucht. Das kam so: Ich wollte vorerst statt gegen Wien in der entgegengesetzten Richtung fahren, um in Neuhäusel einen Eilzug nach Wien zu erreichen, der in Torúocz (der Station für Kövecses) nicht hält. In Neuhäusel hätte ich

zwischen meinem Zug und dem Eilzug bei pünktlichem Verkehr einen Spielraum von zirka sechs Minuten gehabt. Ich hatte jedoch mein altes Reisepech, kam zu spät in Neuhäusel an, der Eilzug fuhr gerade hinaus und ich hatte die Aussicht, zirka sechs Stunden in Neuhäusel auf den nächsten Zug nach Wien zu warten. Da mir dies schrecklich vorkam, fuhr ich auf einen Sprung nach Waizen, also wieder in der Richtung gegen Budapest, wo ich meinen Zug dann traf und endlich in Wien um 7 Uhr früh eintraf, nachdem ich Köveceses am Tage vorher um 3 Uhr nachmittags verlassen hatte. Ein anderesmal wollte ich von Trautmannsdorf, von dem später noch die Rede sein wird, nach Köveceses fahren und diese Fahrt gestaltete ich zur wirklichen Reise aus. Normal führe man 1 Stunde nach Wien und dann $2\frac{1}{2}$ Stunden nach Köveceses. Ich befolge aber das Prinzip, während meines Urlaubes um keinen Preis Wien zu berühren, und brauchte deshalb zu dieser Reise anderthalb Tage. Drei Fortbewegungsmittel benützte ich: Wagen, Dampfschiff und Eisenbahn; zuerst ging es von Trautmannsdorf per Wagen nach Fischamend, dann von hier per Schiff nach Preßburg (die herrliche Fahrt vorbei an Orth, Mannswörth, Hainburg etc.); hier übernachtete ich und am nächsten Tag gegen Mittag kam ich endlich in Köveceses an. Wenn ich von Bruck a. d. Leitha, wo ich drei Jahre lang lebte, hinfuhr, nahm ich folgende Route: Bruck—Hainburg; von hier per Wagen nach Preßburg, wo ich den Eilzug erreichte; oder ich fuhr von Bruck aus nach Parnsdorf und von hier mit der Ödenburg—Preßburger Bahn weiter. Transversalbahnen sind meine Leidenschaft, sie gehören zu meinen vielen kleinen Freuden, man lernt durch sie Land und Leute so gut kennen und es sitzt sich so gemütlich in ihnen. Ein Kunststück war es, wie ich einmal, ohne Wien zu berühren, von Köveceses nach Joslowitz¹⁾ fuhr. Ich fuhr vorerst nach Marchegg, von hier nach Gänserndorf²⁾, von hier nach Lundenburg und endlich nach Joslowitz; die Fahrt dauerte 21 Stunden, aber die Vizinalbahnen feierten Orgien!

¹⁾ Mähren.

²⁾ Nordbahn.

Da ich der Jagd ein eigenes Kapitel widmen will, gerate ich hier in arge Verlegenheit, denn es ist schwer, über Köveceses zu sprechen und über die Jagd zu schweigen. Dieser Ort bietet mir zwar viel mehr als die Gelegenheit zu jagen, aber dieser Sport ist doch so eng mit ihm verbunden, daß ich die Systematik dieser Aufzeichnungen durchbrechen und wenigstens einiges über Köveceser Jagden schon hier sagen will; strömt doch jedes Kukuruzfeld Erinnerungen aus, atmet doch jede Waldparzelle der dortigen Au Reminiszenzen an Erlebtes! Dieses Revier ist so gesegnet und ich habe dort schon derartig zahlreiche glänzende Jagden mitgemacht, daß es mir tatsächlich schwer fällt, mich zu beschränken und daß ich nur mit Mühe Ordnung in diese Dinge bringen kann.

Das Höchste ist für mich die Rebhühnerjagd. An einem warmen Tag in Köveceses (Szilorit, Gombás, Mesterrét, Hosszufalu etc.) Rebhühner zu jagen, ist das Beste und Erstklassigste, was man in dieser Richtung mitmachen kann. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß es ein emsiger Jäger durchführen kann, fast an jedem Tag allein 100 Stücke zu schießen! Wo gibt es noch solche Reviere, außer in dieser Gegend? Wo kann man noch in so bequemer Weise solche Leistungen erzielen? Meiner Ansicht nach könnten in jedem Jahr dort 10.000 Rebhühner geschossen werden (tatsächlich werden zirka 6000 geschossen), ohne daß das Revier geschädigt werden würde. Als Beweis für die Unerschöpflichkeit dieser Jagd will ich anführen, daß wir schon mehrmals im Winter, nachdem bis anfangs Oktober bereits 5—6000 Rebhühner geschossen worden waren, während zweier Hasenstreifen 7—800 Rebhühner schossen!!! Das sind Weltrekords! Die Hühnerjagd ist hier glänzend organisiert. Man fährt (etwas spät) per Wagen hinaus; an einem bestimmten Ort erwarten uns Träger und Treiber und je zwei Schützen gehen nun die zahllosen Kukuruzstreifen ab. Das Revier ist so groß, daß vier bis fünf Gruppen von je zwei Schützen gebildet werden können, ohne sich gegenseitig zu behindern. Treiber braucht man deshalb, weil der Kukuruz so hoch wächst, daß man den Hund nicht sehen würde; es müssen also je nach der Breite des betreffenden Streifens 1—3 Burschen

durch den Kukuruz gehen, die Schützen seitwärts. Es gibt keine gute und keine schlechte Seite, man kann langsam oder schnell gehen, es kann kühl oder warm sein, immer wird man an einem solchen Jagdtag Tausende von Hühnern sehen und hundertmale zu Schuß kommen; allerdings sind die Schüsse nicht immer leicht und Fachmänner sagen mir, daß beim Treiben auf Hühner (ich hasse es und habe es beinahe nie mitgemacht) die Abwechslung in der Art der Schüsse eine viel geringere ist als bei unserer Jagdart; denn bald fährt ein Huhn ganz niedrig über den Boden hin, bald steigt es vorerst fast senkrecht in die Höhe, bald steht es hinter den Schützen auf, bald nahe, bald sehr weit, bald läßt es sich vom Wind tragen usw., kurz, man muß recht gewandt und flink sein, wenn man Erfolge erzielen will. Ich kann mich im allgemeinen nicht über schlechten Anflug beklagen, ich habe wiederholt 100 Rebhühner an einem Tag geschossen und am 10. August 1913 mein zehntausendstes. Die früher erwähnten Träger haben ihren hohen Wert: sie tragen das Gabelfrühstück mit; in Thermosflaschen je nach Geschmack kaltes oder warmes Getränk und in Blechbüchsen feste Nahrung, Eier, kaltes Fleisch, Obst, Torte. Wenn man nach einigen Stunden Jagd sich in den Schatten setzt (manchmal ist es auch nur ein Straßengraben), das mitgenommene Essen verzehrt und sich dann in dieser sonneglitzernden Ebene ausstreckt, dann begreift man, daß es Leute gibt, die sagen, daß dies der schönste Moment des Tages sei. Nachdem man sich zirka $\frac{3}{4}$ Stunden lang ausgeruht hat, wird weitergejagt; gegen 5 Uhr holt uns der Wagen ab und „geschwollen“ von Hühnern, prächtig verschwitzt und verstaubt fährt man über die Landstraße nach Haus. Am Heimweg laufen noch zahlreiche Ketten von Hühnern über den Weg, von allen Seiten ertönen ihre Rufe und man dankt Gott für diesen herrlichen Tag. Einige Worte muß ich noch den Treibern und Trägern widmen. Es sind dies 14—15jährige Burschen, die lauter perfekte Sportsmen sind. Es ist unglaublich, wie sie sich für die Sache interessieren, wie sie für ihre Schützen sorgen, wie sie stets wollen, daß ihr „Herr“ am meisten schießt und wie viele Hühner sie bringen, von denen man oft gar nicht weiß, daß man sie getroffen hat,

der Bursch hat sie aber verfolgt und gesehen, daß es auf 1000 Schritte plötzlich senkrecht in die Höhe gestiegen und dann verendet herabgefallen ist! Viele Sechserln haben mich diese braven Burschen schon gekostet. Der beste unter ihnen war ein gewisser Wessely, der durch mich Millionär wurde, wodurch er sich wesentlich von mir unterscheidet. Auch die jetzigen Heger András und Erás (derzeit als Gefangener in Sibirien!) waren ursprünglich nur Treiber; Evelina konnte ohne ersteren, der alte Freund Ignaz Ephrussi ohne den letzteren nicht jagen und so machten sie Karriere. Von András ist zu bemerken, daß er öfters in einer Hütte im Obstgarten schlief, um diesen zu bewachen, und hier einmal von seinem Lager aus in der Nacht einen großen Hund erschöß. In früheren Zeiten haben die Treiber, wenn sie vor dem Haus auf uns warteten, Färbeln gespielt, was ein sehr hübsches Bild war; sie kamen in die größte Verlegenheit, wenn ich ihnen ein reines Spiel Karten schenkte; die Karten mußten mit einer dicken Kruste von Erde und Schmutz überzogen sein, um ihren Beifall zu finden; die Spielleidenschaft existiert aber nicht mehr, dagegen ist die für Tabak entstanden. Interessant ist es zu beobachten, wie diese Jungen die Nationalitätenfrage in sich aufgenommen haben: Es werden nie Magyaren mit Slowaken gehen oder sitzen, kaum miteinander sprechen!

Wenn man von der Rebhühnerjagd nach Hause gekommen ist, beginnt ein wahres Sybaritenleben. Man badet, wäscht sich vorerst die Kleinigkeiten, wie einmal Dr. Braun sagte, und der große Moment der Jause naht. Sie wird gewöhnlich auf der Terrasse eingenommen und jetzt pflegt sich die Situation gewöhnlich derartig zuzuspitzen, daß ich hundertmal sage: „Ich brauch keine englischen Gewehre! Ich brauch kein rauchloses Pulver! Ich schieß mit Schwarzpulver und Hahngewehren von Kalezky auch genug!“ Dabei zerbreche ich acht Sessel, zwölf Teeschalen, alle zittern, daß ich den brennenden Teekessel umwerfe und das Haus samt Ernte anzünde und schleichen sich verschüchtert in die kühlen Zimmer, wo man bis $\frac{1}{2}$ 8 Uhr badet, faulenz, die Zeitung liest, Briefe schreibt usw. Hier will ich einfügen, daß das Morgenblatt täglich erst um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr kommt,

nur am 14. August 1912 kam es schon um 11 Uhr vormittags; wie? Per Luftballon, in dem einige Offiziere bei Köpösd¹⁾ landeten, welche das Morgenblatt der Presse mitbrachten, das ich noch besitze. Um 8 Uhr wird gespeist und jetzt ereignet sich oft und oft eine Szene, die mich stets tief ergreift, trotzdem ich sie schon hundertmal mitgemacht habe: Auf der sich vor dem Speisezimmer befindenden Terrasse beginnen plötzlich Zigeuner zu spielen, die Sopornyaer²⁾ Kapelle mit dem Primas Sándor; niemand hat sie je kommen gesehen, im Finstern spielen sie, ohne Noten, nach meinen Begriffen herrlich, nur viel zu wenig lang. Sie spielen Walzer und Csárdás und Märsche, sie spielen meine Lieblingslieder: „Minek a szóke én nekem“³⁾, den „Cserebogár“⁴⁾, „a fecske“⁵⁾, „Is, is“⁶⁾, den „Vadászicsárdás“⁷⁾, der ursprünglich namenlos war und den man uns zu Ehren so benannte, weil er uns so gut gefiel; endlich das „Fiakerlied“⁸⁾ und schließen mit dem „Rákóczimarsch“, um dann im Hof oder in der Küche dem Dienstpersonal noch einige Stunden lang aufzuspielen. Hierbei haben auch wir oft getanzt und als ich einmal mit Evelina im Hof tanzte — es war dies gelegentlich eines Erntefestes — fiel ich mit ihr über einen Drahtzaun der Länge nach hin; mit Gerty pflegte ich am Küchentisch zu tanzen. Und einmal hörte ich den Sándor in Sopornya spielen bei einem Feuerwehrfest, gerade als ihm ein Sohn gestorben war und er geigte (wörtlich) mit Tränen in den Augen. Es wurde damals im Freien getanzt und Eva (es war im Juni 1907) sagte mir mit Bezug auf einen der Tänzer: „Mit dem Sattler habe ich einmal in Kövecses getanzt; der hopst so, daß ich kaum habe tanzen können!“

Abends wird fast immer Bridge gespielt, im Salon, in dem Schwalben übernachten, vermutlich in jedem Jahr dieselben, und

¹⁾ Dorf in der Nähe von Kövecses.

²⁾ Dorf in der Nähe von Kövecses.

³⁾ Was soll mir die Blonde?

⁴⁾ Maikäfer.

⁵⁾ Schwalbe.

⁶⁾ „Auch, auch.“

⁷⁾ Jägersárdás.

⁸⁾ Von meinem Vater.

um 10 Uhr spricht Evelina zum Diener die vernichtenden Worte: „Bringen Sie Bäckerei für den Herrn von Pick“, worauf ich mich vor Scham verkrieche, aber mir vorher die Taschen mit Vanillekipferln anfülle. In früheren Zeiten wurde häufig Tarock gespielt und vor mir liegt eine Aufschreibung vom 16. November 1892; es gingen 55 Bêten mit 1235 Points und ich finde dabei die Notiz: „Dauer von 9—1 Uhr; dann mußte ich abreisen, es wurde aber bis 5 Uhr früh weitergespielt; für mich trat Cenzi ein; weitere Teilnehmer: Viktor Keil, Rudolf und Josef Landauer.“

Wenn nicht gejagt wird, verbringt man den Tag in göttlichem Faulenzen, spielt 82 Rubber Bridge, liest, plauscht und gegen Abend geht man spazieren; mein Lieblingsweg führt nach Ony an die Waag; mit einem Sonnenuntergang, von den Ufern dieses Flusses aus gesehen, kann sich Ostende wahrlich nicht vergleichen! Man lernt hier neue Farben, sieht das Wasser orangefarben und lila, den Himmel rosenrot und lichtblau („opal'ne Helle“ hat dies eine Dichterin genannt) und sehr oft fahren um diese Zeit Schiffsleute auf ihren Flößen vorbei, wobei man Orgien in Stimmungen feiern kann. Ununterbrochen stöbert man bei dieser Wanderung Wildtauben von den Bäumen auf, sehr häufig sieht man Rehe und Kaninchen, die Fasane bäumen schon auf und melden, Wildenten hört man plötzlich „zischen“, langsam ziehen die Fischreiher — ich kenne nichts Schöneres!

An der Waag haben wir einmal eine sehr hübsche Szene erlebt. Es war dies, als Georg Landauer, kurz nach seiner Hochzeit, mit seiner jungen Frau zum ersten Male in Kövecses erschien. Er kam in einer Zille von Galántha über die Waag gefahren und wurde am diesseitigen Ufer von einem Banderium erwartet; mehrere Bauernburschen waren in Kostümen beritten gemacht worden und auch Rudolf hatte sich ein solches Kostüm verschafft und ritt auch mit. Diese slowakischen Kostüme haben mir es angetan! Wo ich kann, verschaffe ich mir ein Gilet, ein Stück Stoff, ein gesticktes Hemd, ein Band und ich besitze eine ganz hübsche Sammlung von solchen Dingen. Auch die slowakischen Dörfer interessieren mich mit ihren buntbemalten Häusern und nicht nur die ungarischen, auch die mährischen Slowaken

suche ich so gerne auf und weide mich an ihrem Farbensinn. So bin ich mehrere Jahre hindurch vor Ostern nach Neudorf bei Ungarisch-Hradisch gefahren, wo die Frau eines gewissen Peprníček mit unglaublich primitiven Mitteln Ostereier entzückend bemalt; sie zeichnet sich die Muster selbst vor und ich besitze viele solcher Zeichnungen.

Einer der schönsten Tage, die ich in Kövecses verlebte, war der 10. August 1913. Ich ging allein mit dem Förster Vladyka jagen und ich wußte, daß heute mein zehntausendstes Rebhuhn fallen werde. Dreiundsiebzig Stück fehlten mir noch auf 10.000, aber es war wundervolles Wetter und ich war meiner Sache sicher. Endlich näherte ich mich dem 10.000. Vier fehlten noch, dann drei, zwei, die Treiber wußten schon von der Sache und zählten laut mit; endlich steht das letzte noch fehlende Huhn auf und fällt. „Eljen!“ rufen alle und am Ende des Streifens hält Vladyka eine kleine Rede an mich, die mir die Augen feucht machte. Ich schoß an diesem Tage 95 Stück und überschob die 10.000 um 16 Stück. Nach der Jagd holten mich Gerty und Eva ab und wir fuhren nach Sopornya, wo ein „bucsu“¹⁾ abgehalten wurde. Ich schwamm in einem Meer von prächtigen slowakischen Kostümen und ließ einem Bauer auf der Stelle sein wundervolles Gilet ausziehen, das ich ihm abkaufte, chemisch reinigen ließ und das ein schönes Stück meiner Sammlung bildet. Wir gingen in ein kleines Gasthaus, in dem Sándor spielte, und fuhren um 7 Uhr nach Hause. Bei Tisch hielt ich einen Toast, auf den mir Paul noch immer die Antwort schuldig ist. Ich bin ihm aber innigst dankbar für diesen märchenhaften Tag, mein Leben ist nicht sehr reich an solchen. Wenige Tage darnach fuhr ich mit Gerty und Eva und Frau von Szászi nach Pöstýen, wo abends im dortigen sehr schönen Palacehotel ein kleiner Ball abgehalten wurde und wo ich bei Sonnenschein (aber bei Manfred) gute slowakische Gewandstücke einkaufte.

Auch die Hasenjagden in Kövecses sind erstklassig und werden besonders interessant durch die enorm vielen Rebhühner, die zu Schuß kommen. Von ihnen, den Fasanjagden und anderen jagdlichen Dingen soll im Kapitel „Jagd“ die Rede sein; aber

¹⁾ Kirchtag.

ganz unterdrücken konnte ich dieses Thema schon hier nicht, dafür bin ich mit den meisten der schon jetzt geschilderten Erlebnisse zu sehr seelisch verknüpft.

Ich will noch den Schweinehirt Jasik erwähnen, der so gute Stöcke schnitzt; Moesonok, ein in der Nähe befindliches Dorf, dessen Schloß die Sommerresidenz des Bischofs von Neutra bildet; den guten, leider schon verstorbenen Präsidenten des Neutraer Gerichtshofes, Sándor, der sich, wenn er an heißen Tagen den Vorsitz führte, während der Verhandlungen vom Amtsdienner kalte Umschläge auf den Kopf applizieren ließ; das jährliche Erntefest, den guten Freund Thuróczy mit seiner rasenden jagdlichen „Sau“ und will noch darauf hinweisen, daß Rudolf zwölf ausgezeichnete Bilder malte, in welchen er in der Form von Karikaturen die markantesten Köveceser Szenen und Personen darstellte.

Köveces! Ich sage dir nicht Adieu!





V. Bruck a. d. Leitha.

Hier ist alles vis-à-vis.

Kadelburg und Blumenthal, Großstadtluft.

Im Jahre 1897 war ich als Auskultant dem Bezirksgericht Floridsdorf zugeteilt und es kam die Zeit, in der ich reif war für das Avancement zum Gerichtsadjunkten, jetzt „Richter“ schlechtweg genannt. Ich überreichte mein Gesuch, bat, mich wenn möglich für das Bezirksgericht in Bruck a. d. Leitha zu ernennen, und wurde nach kurzer Zeit hiezu ernannt. Bruck wählte ich wegen der Nähe von Trautmannsdorf, wo wir damals viel jagten. Mein Vater quittierte meine Ernennung mit folgendem Brief: „Liebes Kind! Ich gratuliere! Du hast mir eine Herzensfreude gemacht. Ich danke Dir. Dein treuer Vater Gustav.“ Am 10. Oktober fuhr ich zum erstenmal nach Bruck, um mich dem Bezirksrichter vorzustellen, und ich empfang von ihm sofort denselben Eindruck, den ich mir bis zu meinem Abschied nach drei Jahren bewahrt hatte: Ein höchst unbedeutender, aber ehrlicher, braver Mensch. Nachdem ich einige Minuten bei ihm — er hieß Machaczek — zugebracht hatte, sagte er mir in seinem gemüthlichen Ton: „Ich weiß, daß Sie Jude sind und ich bin Antisemit; aber das macht nichts, Sie gefallen mir!“ Und so blieb es bis zum Schluß. Wir vertrugen uns ausgezeichnet, es entstand niemals ein Mißton zwischen uns und ich will es sofort sagen, daß die Judenfrage von ihm niemals mehr gestreift wurde und daß ich unter derselben absolut nichts zu leiden hatte und mit der Bevölkerung ausgezeichnet auskam. Ich kann, ohne unbescheiden zu sein, behaupten, daß ich in Bruck bei

allen beliebt war, wofür der beste Beweis der ist, daß ich noch heute, nach fünfzehn Jahren, mit manchen meiner Brucker Bekannten Beziehungen unterhalte und daß man mir nach so langer Zeit im gegebenen Fall noch immer in der freundschaftlichsten Weise entgegenkommt. Nur einmal wurde der Versuch unternommen, mich an der konfessionellen Seite zu packen, aber nicht von einem der braven Brucker, sondern von Wien aus wurde die Verhetzung versucht, die aber für den Arrangeur kläglich endete. Dies kam so.

Eine in Wien lebende Frau hatte gegen ihren Mann beim Bezirksgericht Bruck a. d. Leitha eine Ehebruchsklage überreicht und war durch den bekannten Dr. Pattai vertreten. Einige Tage vor der Verhandlung, die am 12. Februar 1898 stattfand, überreichte Dr. Pattai eine Eingabe, in welcher er mich als Richter ablehnte, und begründete er diesen Antrag damit, daß seine Klientin eine ausgesprochene Antisemitin, sein Gegner aber ein echtfärbiger Liberaler sei und daß deshalb (?) ich als Jude (natürlich bezeichnete er mich als Israeliten) in dieser Sache befangen sein und nicht werde judizieren können. Diese Eingabe wurde gesetzmäßig vom Bezirksrichter und natürlich in dem Sinn erledigt, daß das Gesuch Dr. Pattais abgewiesen wurde, und zwar unter Berufung darauf, „daß dies zu Konsequenzen führen würde, die weder mit dem Staatsgrundgesetze noch mit dem Richtereide in Einklang zu bringen wären“. Ich führte also die Verhandlung durch, brachte einen Ausgleich zustande und hielt die Sache schon für erledigt, als mich am nächsten Tage Freund Benedict in der „Neuen freien Presse“ mit einem Leitartikel bedachte, was ich für eines der widerlichsten Ereignisse halte, welche einem unbescholtenen Menschen passieren können; die Angelegenheit war nämlich durch den zweiten Advokaten den Zeitungen mitgeteilt worden. Ich will noch hinzufügen, daß das Ablehnungsgesuch des Dr. Pattai so vorsichtig abgefaßt war, daß ich eine Ehrenbeleidigungsklage mit Aussicht auf Erfolg nicht einbringen konnte, obwohl mein Blut damals furchtbar kochte, und daß der damalige Landesgerichtspräsident Graf Lamezan nach mehreren Jahren sich dahin äußerte, er rechne es mir hoch an, daß ich nichts gegen Pattai unternommen habe.

Dies war aber die einzige unangenehme Angelegenheit, die ich in Bruck zu absolvieren hatte; der Aufenthalt in dieser lieben, kleinen Stadt bot mir eine Reihe von angenehmen Jahren, von hübschen, lustigen erquickenden Szenen und niemals werde ich mit einem anderen Gefühl als mit dem der Zufriedenheit an diese Zeit denken. Ich habe dort viel vom Leben gelernt, das Leben der Landbevölkerung ziemlich genau erforscht, neue Gesichtspunkte erfaßt, viel vom Landleben genossen und meine Menschenkenntnis bedeutend vermehrt.

Die Gegend ist dort nicht schön im landläufigen Sinn, aber ich sage immer, es gibt keine nicht schöne Gegend und so habe ich auch in und bei Bruck Schönes gefunden. Der riesige Park des Grafen Harrach, aus dem ich die Nachtigallen in meinem Schlafzimmer schlagen hörte; das alte und neue Lager, mitten im Grünen; ein Spaziergang im Sommer durch die mit Mohn- und Kornblumen durchsetzten Felder und eine Fahrt nach Mannersdorf oder in den Wald von Arbesthal oder Göttesbrunn boten mir hinreichende Naturgenüsse und habe ich oft und oft diese Orte besucht und sie lieb gewonnen. Die Tätigkeit bei Gericht nahm mich nicht besonders stark in Anspruch, ich hatte an manchen Tagen nur zwei bis drei Stunden zu tun; dafür vertiefte ich mich damals eifrigst in die neuen Zivilprozeßgesetze, was mir später bedeutend nützte. In dieser Richtung hatte ich einen schweren Stand, denn der Bezirksrichter hat diese wichtigen Gesetze, trotzdem sie am 1. Jänner 1898 in Kraft treten, wie er mir selbst sagte, nie gelesen und der einzige Advokat des Ortes, der sonst ein entzückender, feiner Mensch war, Dr. Artur von Scheidlin, machte es dem Bezirksrichter hierin nach. Ich war also ganz allein auf mich angewiesen und das war oft nicht so einfach. Aber es ging auch und es fand keine Entgleisung statt. Interessante Verhandlungen und psychologisch oder kulturhistorisch zu wertende Szenen, wie ich deren dann in Wien so viele erlebte, gab es hier nicht, es spielte sich fast alles ruhig und gesittet ab. Nur eine packende Szene ist mir in Erinnerung geblieben. Es wird mir ein Mann von 44 Jahren wegen Bettelns vorgeführt und ich richte an ihn, fast mechanisch die Frage, ob er schon eine Strafe gehabt habe. Antwort:

„Ja, eine: Wegen Doppelmordes zwanzig Jahre und ich habe diese auch ganz abgebüßt!“ Man muß sich nur die Szenerie vorstellen! Ein kleines Zimmer, in dem nur ich, der Schreiber und ein pensionierter Steuerbeamter als Funktionär der Staatsanwaltschaft sitzen und vor mir steht ein Mann, der es gelassen über sich bringt, Einem das zu sagen! Ich war starr und doch bewegt; ich trachtete natürlich, Näheres zu erfahren; es gelang mir aber nicht, aus dem Mann, er hieß R. G., mehr herauszubringen, als daß er vor mehr als zwanzig Jahren in Gumpoldskirchen zwei Mädchen ermordete. Er fügte mit Bezug auf seinen Aufenthalt in der Strafanstalt bei: „Wenn ich nur schon wieder drinn' wär! Da hab' ich wenigstens jeden Tag mein Essen und mein Bett gehabt, hab' die Buchbinderei erlernt und mir 400 Gulden erspart — aber jetzt! Wer nimmt mich denn?“ Es war tief erschütternd, ich mußte einen Moment lang an Sonnenthal in „Die Tochter des Herrn Fabricius“ denken und nahm mir dann vor, dem Mann zu helfen. Ich war damals Vertrauensmann des Kremser Sträflingsfürsorgevereines und wollte G. in einer Fabrik unterbringen. Aber ich hielt mich nicht für berechtigt, sein Vorleben zu verschweigen und — man nahm ihn nicht. Hieran lernte ich es erkennen, daß die Behandlung (eventuell Versorgung) der entlassenen Sträflinge eine der am schwersten zu lösenden Fragen ist. Ein heiteres Bild bot die Feilbietung eines Hauses in Sommerein, welche ich durchzuführen hatte. Ein jüdischer Weinhändler aus Wien erstand das Haus unter günstigen Bedingungen und wollte mir aus Dankbarkeit — drei Gulden in die Hand drücken!

Bruck ist das Muster einer Kleinstadt, wie sie in den Kotzebueschen Stücken und in „Großstadtluft“ geschildert wird. Am charakteristischesten hiefür ist Folgendes: Ich lernte dort bicyclefahren und nachdem ich meine erste Lektion genommen hatte, wußte dies sofort die ganze Stadt, denn der Türmer hatte es beobachtet und als wichtiges Ereignis allen Leuten erzählt. Hierher gehört auch ein etwas peinliches Erlebnis. Ich lernte eine sehr nette Lehrerin kennen, mit der ich manchmal spazieren ging. Eines Tages erschien im „Wieselburger Volksfreund“, der in Bruck sehr verbreitet war, eine Notiz des Inhaltes, es sei

merkwürdig, daß das Lehrfräulein N. N. nicht in die Schule kommen könne, da sie angeblich krank sei, des Abends aber mit dem Juden Pick spazieren gehe! Ich danke schön! Überhaupt konnte man keinen Schritt machen, ohne beobachtet zu werden, das größte Raffinement half hier nichts.

Den Glanzpunkt meines Aufenthaltes bildete die sogenannte Menage des Doktor Scheidlin. Er war Junggeselle und etwas verschlossen, aber, wie ich schon sagte, ein vortrefflicher, nobler Mensch. In seiner Wohnung hatte er sich die Mittagsmenage eingerichtet, d. h. die Beamten der Bezirkshauptmannschaft, ich und noch abwechselnd einige andere Herren, nahmen das Mittagmahl bei ihm ein. Das Essen war vorzüglich und billig, denn trotzdem wir täglich vier Speisen, Getränke und Kaffee bekamen, machte die Rechnung durchschnittlich per Tag nicht mehr als 1 K 60 h bis 1 K 90 h aus. Dazu kam, daß ich die Landgasthäuser hasse und bei Scheidlin das Gefühl hatte, zu Hause zu speisen, was ich seit zwanzig Jahren nicht konnte! Abends mußte man aber doch ins Gasthaus gehen und unserer Mittagsgesellschaft schlossen sich hier immer noch einige Leute an, von denen mir nicht alle sehr sympathisch waren. Gleich am allerersten Abend, der mich ins Gasthaus führte, spielte sich folgender Vorgang ab. Der Bezirksrichter hatte mich eingeführt und kurz nach uns trat ein kleiner, alter Herr ein. Alle begrüßten ihn sehr ehrerbietig und titulierten ihn unablässig mit den Worten „Herr Chef“. Ich glaubte, daß der Herr ein pensionierter Landesgerichtsrat sei, weil ihn der Bezirksrichter auch immer „Herr Chef“ nannte. Schließlich stellte es sich heraus, daß er der Küchenchef, mit einem Wort der Koch des Grafen Harrach war! Wenn ich noch berichte, daß ein Herr an diesem Abend Gurken aß, deren Schalen in die Hand spuckte und dann auf den Boden warf, wird man mir zugeben, daß mein Widerwillen gegen das Gasthaus berechtigt war. Aber ich ging dann doch an jedem Abend hin; es blieb mir nichts anderes übrig. Lang pflegte ich mich aber meistens nicht aufzuhalten, sondern ich ging bald nach Hause und trank mit meiner Hausfrau und deren Tochter noch Tee, wobei letztere oft recht hübsch Klavier spielte. Ich wohnte bei Frau Louise Förster, einer Advokatenswitwe, die

sich alle Mühe gab, mir das Heim so angenehm als möglich zu machen, und es ist ihr dies auch gelungen; ich hatte es bei ihr sehr gut und hätte es noch besser gehabt, wenn nur nicht gar so viele Mäuse gerade immer in meinem Zimmer gewesen wären. Die freundschaftlichen Beziehungen zur braven Frau Förster bestehen noch; sie hat uns die jetzige Wohnung in der Frankenberggasse gefunden und dann auch den Umzug von der Hegelgasse dorthin geleitet. Ich erinnere mich daran, daß Frau Förster ein Dienstmädchen hatte, das mich täglich mit den Worten weckte: „Der Rasierer ist da!“ Der Raseur kam nämlich täglich morgens zu mir und brachte in einem kleinen Fläschchen immer laues Wasser mit. Dieser Luxus machte riesiges Aufsehen in Bruck und werde ich auf diese Angelegenheit noch zurückkommen. Vorher muß ich berichten, daß ich einmal in viel unangenehmerer Weise geweckt wurde als durch „Der Rasierer“. An einem Tage im Mai 1898 um 5 Uhr früh erschienen plötzlich zwei Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonette in meinem Zimmer. Im ersten Moment erschrak ich fürchterlich, denn im Halbschlaf glaubte ich, daß sie mich verhaften wollten — man ist doch nur ein Mensch. Bald aber erholte ich mich und die braven Leute meldeten mir, daß sie den Lehrer H. eines nahen Dorfes verhaftet hatten. Es war natürlich ganz überflüssig, daß mir dieses Ereignis derartig gemeldet wurde, aber es war den Gendarmen zu verzeihen, denn diese Angelegenheit machte in der Gegend großes Aufsehen und erschien allen sehr wichtig. Die Untersuchung, die ich gegen diesen Mann zu führen hatte, war recht interessant und es kam im Laufe derselben zu folgendem Zwischenfall. Es war hervorgekommen, daß die Gendarmen, ehe sie zu H.s Verhaftung schritten, diesen in dem Haushof eines Bauern mit diesem konfrontiert hatten; hiebei beobachtete der die beiden Leute verhörende Gendarm, daß H. dem Bauer in auffallender Weise zublinzelte. Da H. in der Untersuchung leugnete, hielt ich ihm vor, daß dieses Zublinzeln verdächtig sei und darauf schließen lasse, daß H. den Bauer zu falschen Angaben verleiten wollte. H. behauptete nun, daß er schwache Augen habe, die Sonne ihm damals gerade ins Gesicht leuchtete und daß er nur deshalb öfters blinzelte. Die Untersuchung seiner

Augen ergab, daß diese vollständig gesund waren. Nunmehr begab ich mich mit der ganzen Gesellschaft in den Bauernhof nach R., und zwar genau zu jener Tageszeit, in welcher vor einigen Tagen die Konfrontierung stattgefunden hatte, ließ alle Personen sich dahin stellen, wo sie damals gestanden waren und konstatierte sohin, daß H. die Sonne im Rücken hatte! Er war ein schwerer Verbrecher, wurde verurteilt, aber später von der christlich-sozialen Partei poussiert. Die Führung dieser Untersuchung brachte es mit sich, daß ich am 7. Juni 1898 einen Brief des damaligen Staatsanwalts substitutes Dr. Prettenhofer erhielt, in dem es heißt: „Über direkten Auftrag des Herrn ersten Staatsanwaltes von Kleeborn, der von anderer Seite auf den Fall aufmerksam gemacht wurde, . . . erfülle ich die angenehme Pflicht, Ihnen dessen volle Anerkennung für die Gründlichkeit und Raschheit der Erhebungen sowie den Scharfsinn und die Übersicht, die sie dabei bekundeten, zu übermitteln . . . Es gereicht mir zur großen Freude, Sie, schätzbarster Herr Kollega, auch auf Grund Ihrer übrigen, mir seit mehreren Monaten vorliegenden Arbeiten meiner vollen Wertschätzung zu versichern, der Ausdruck zu geben ich bereits einmal bei einer Umfrage nach der Qualität der Untersuchungsrichter in der Lage war.“ Ich reproduziere den Brief hier deshalb, weil sein Inhalt für ein folgendes Kapitel nicht uninteressant sein dürfte.

Wenn ich früher sagte, daß ich auf den Raseur noch zurückkommen werde, so geschah dies, weil er den Übergang zu der Erinnerung an den damaligen Bezirkshauptmann Ratzesberg bildet. Er war auch ein Original wie jeder Mensch hier und merkwürdig wie überhaupt jeder Mensch. Als ich mich ihm vorstellte, erzählte er mir sofort, daß er bei den Aristokraten des Bezirkes (Montenuovo, Harrach etc.) sehr intim verkehre und in sieben Familien „der Ratz“ genannt werde. Darin bestand eine seiner Krankheiten; aber sie war nicht sehr gefährlich, er war sonst sehr gutmütig und man lachte ihn nur aus. Seine andere Manie bestand darin, daß er immer furchtbar über Arbeit jammerte, obwohl er nie mehr geschrieben hat, als auf die Akten seine Unterschrift. Ihm wird das Wort in den Mund gelegt: „Ich kann nicht mehr bleiben, ich muß nach Haus, ich habe

noch einen neun Seiten langen Bericht zu unterschreiben!“ Er ging immer um $\frac{1}{2}$ 10 zu Bett, ließ aber die Lampe in seinem Zimmer noch sehr lange brennen, damit die Bevölkerung glauben möge, daß er noch für sie arbeite. Ratzesberg war der Mann, den man nicht staunen machen konnte. Man konnte ihm die größten Merkwürdigkeiten erzählen, er war nicht nur nicht erstaunt, sondern überbot den Erzähler sofort durch ein noch viel interessanteres eigenes Erlebnis. Als man ihm erzählte, daß mich täglich der Raseur besuche, sagte er, daß er sich in meinem Alter täglich zweimal rasieren lassen mußte; als ich ihm erzählte, daß mein Bruder am Berge Sinai drei Steinböcke mit mächtigen Gehörnen geschossen habe, erwiderte er, daß sein Bruder in seinem Schloß in Kärnten das größte bekannte Steinbockgehörn der Erde besitze usf. Er war aber doch ein feiner, lieber Mensch und ein erstklassiger Schütze. Gehaßt wurde er nur von seinem Beamten, Bezirkskommissär Baron Lazzarini; den Grund dieses Hasses kenne ich nicht, aber es ist Tatsache, daß diese zwei Leute außerdienstlich niemals ein Wort zusammen gesprochen haben. Lazzarini sowie sein Kollege Meninger (ein Enkel Schmerlings) waren auch Mitglieder der Scheidlinschen Tafelrunde und bewohnten dasselbe Haus wie ich. Es ist bezeichnend dafür, welch kühle Naturen beide waren, daß weder Meninger, noch Lazzarini, noch ich, jemals das Zimmer eines der anderen betreten haben, trotzdem wir unsere freie Zeit fast immer miteinander verbrachten und wirklich befreundet waren. Meninger fuhr an jedem Samstag nach Wien, ausgerüstet mit einer wuchtigen Plaidtasche, in der sich erwiesenermaßen stets nur eine Zahnbürste befand. Lazzarini ist einer der wenigen Menschen gewesen, die in Moesonok, wo sich sein Vater in Garnison befand, geboren wurden, und ich bin einer der wenigen Menschen, welche diesen Ort kennen (siehe Kapitel „Kövecses“).

Eine schöne Erinnerung bildet es für mich, wenn ich den Tag an mir vorüberziehen lasse, an welchem ich dem Kaiser vorgestellt wurde. Damals kam er noch jährlich im Frühling nach Brück, um hier die Detailinspizierung der im Lager befindlichen Regimenter vorzunehmen, und so kam er auch im Mai 1898, dem Jahre seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums.

Zeitlich früh marschierte ich hinaus, vorerst in das alte Lager, wo der Kaiser erwartet wurde und ich sehe noch Graf Uexkuell vor mir, den Kommandierenden, wie er beim Erscheinen des Kaisers das Zeichen zum Blasen des Generalmarsches gab. Dann machte ich die Übungen in nächster Nähe der Truppen mit, am Spittelberg, in den Rosenfeldern, wo ich zum erstenmal eine Kanone abschießen hörte und wo ich direkt im „Gewehrfeuer“ stand. Meine alte Liebe zum Militär ließ mich dieses Manöver besonders freudig genießen. Ich stand oft in unmittelbarster Nähe des Kaisers, hörte, wie er Fragen stellte, wie (der damalige) Oberst Hornik meldete, daß es ihm gelungen sei, eine Höhe zu erobern, und sah, wie sich ein Bittsteller vor den Kaiser hinkniete und ihm ein Gesuch überreichte, wobei er zu Graf Beck sagte: „Bitte, übernehmen Sie das.“ Das Manöver dauerte bis gegen zehn Uhr und um zwölf Uhr sollte der Kaiser im Hof der dortigen Burg alle Beamten empfangen, eine besondere Festlichkeit aus Anlaß des Jubiläums; in anderen Jahren wurde der Kaiser nur am Bahnhof empfangen und zwar in staatsrechtlich besonders merkwürdiger Form, denn obwohl der Bahnhof auf ungarischem Gebiet liegt, erwarteten ihn daselbst immer der ungarische Obergespan und Oberstuhlrichter und der österreichische Bezirkshauptmann. Vor zwölf Uhr versammelten sich im Burghof alle Gemeinde- und Staatsbeamten, deren es in Bruck recht viele gibt. Bezirkshauptmann Ratzesberg sagte den versammelten Beamten, der Kaiser werde sich wahrscheinlich alle Beamten nur en bloc vorstellen lassen; es sei unwahrscheinlich, daß er einzelne ansprechen werde; er instruierte aber doch jeden, wie er sich für den Fall zu benehmen habe, wenn der Kaiser an ihn das Wort richten würde. Es kam ganz anders. Der Kaiser sprach jeden der zirka achtzig Beamten an, vom ersten bis zum letzten, ließ sich jeden durch Ratzesberg vorstellen und war unermüdlich im Stellen von Fragen und in seiner Geduld. Ich verehere den Kaiser unsäglich, bin durch und durch schwarz-gelb und war derartig aufgereggt, als ich ihn sich mir immer mehr nähern sah, daß ich die gräßliche Angst fühlte, ich werde schluchzen müssen. Ich war aber doch stark genug, dies zu unterdrücken und bin noch nachträglich vor dem Gedanken er-

schaudert, welchen Eindruck es gemacht haben würde, wenn der Strafrichter geweint hätte! Diese Massenaudienz war enorm interessant und ich habe ganz merkwürdige Aussprüche aus dem Munde des Kaisers gehört, von denen ich einige wiedergeben will. Als er zu Baron Lazzarini kam, fragte er ihn, ob er schon in einem Ministerium gedient habe; das war die bitterste Frage, die an Lazzarini gerichtet werden konnte, denn er hatte es oft angestrebt, aber stets mit Mißerfolg; seine Antwort lautete: „Ist mir leider nicht gelungen, Majestät!“ Der Kaiser sagte hierauf nichts. Von den Gerichtsbeamten sprach er zuerst den Bezirksrichter an, der neben mir stand. Der Kaiser fragt: „Wie geht es mit den neuen Prozeßgesetzen?“ (damals wurde die neue Zivilprozeßordnung eingeführt). Doktor Machaczek antwortet: „Sehr gut, Majestät, viel besser als in Deutschland!“ Hierauf tritt Machaczek vor und sagt: „Erlauben Majestät, Ihnen vorzustellen den Gerichtsadjunkten Doktor Pick Alfred!“ (wörtlich!) Soviele Worte, sovielen Fehler. Erstens schon die Anrede, dann das „Ihnen“; weiters bin ich kein Doktor (eine Dame sagte mir einmal bei dem ersten Besuch, den ich ihr machte: „Wahrscheinlich waren Sie zu dumm, um das Doktorat zu machen“) und schließlich sagt man nicht Pick Alfred, wie in der Schule, sondern Alfred Pick. Überdies war es gar nicht nach den Regeln der Etikette, daß der Bezirksrichter Beamte vorstellte, sondern es war dies Sache des Bezirkshauptmannes und der Kaiser merkte dies natürlich auch sofort und sagte zu Machaczek, der aber dies selbstredend nicht verstand: „Ah! Sie wollen die Gerichtsbeamten vorstellen!“ Endlich kam ich an die Reihe. Ich hätte mich am liebsten hingekniet und des Kaisers Füße geküßt, tat dies aber nicht, sondern beantwortete seine Fragen, wo ich schon gedient habe, wie lange ich in Bruck sei und ob ich den Dienst hier angenehm finde. An das Regierungsjubiläum des Kaisers erinnert mich auch folgende Episode. Ein armer Kerl beging im Herbst 1898 eine Majestätsbeleidigung, aber nur deshalb, um über den Winter versorgt zu sein. Er erhielt prompt fünf Monate Kerker, hatte aber fürchterliches Pech, denn im Dezember, am kältesten Tag, wurde er amnestiert.

Von den noch nicht erwähnten Personen der Brucker Gesellschaft will ich einigen ein Gedenkblatt widmen. Da ist vor allen der kreuzbrave, gute Doktor Blumenfeld; er war damals Bezirksarzt, ist jetzt schon Landessanitätsinspektor und hat sich trotz Pensionierung für die Kriegszeit wieder aktivieren lassen. Er ist der ehrlichste und geradeste Mensch, den es gibt; er behandelt alle Beamten gratis, ist ihnen auch ein treuer Ratgeber für alle nicht medizinischen Angelegenheiten und hat mich auch einmal wegen Nervosität behandelt; er sagte mir damals, ich solle mich besser nähren; ich, der ich berühmt dadurch war, daß mir so große Omeletten gemacht werden mußten, daß man den Teller nicht sehen durfte und von dem man sagte, daß er nach dem Essen den größten Hunger zu haben pflege; ich sollte mich noch besser nähren! Sein Schwager war der Harrachsche Beamte Leberl, auch ein ausgezeichneter Mensch, der eigentlich nur der Jagd lebte und mir 685mal erzählte, daß er bei einem Treiben auf Hochwild einmal einen Hirsch, der nur einen Satz über die Allee machte, mitten in den Träger¹⁾ schoß. Zur Erklärung meiner Beziehungen zu seiner Frau Leopoldine Leberl muß ich anführen, daß ich schon damals riesig gern wettete, so daß man mich den Wetter von Strahl nannte. Nachdem ich schon fast zwei Jahre von Bruck fortgezogen war, fuhr ich einmal durch Idolsberg am Wege von Göpfritz nach Gföhl zu Max Gutmann. In Idolsberg, einem weltvergessenen Dorf von höchstens 300 Einwohnern, sehe ich plötzlich Frau Leberl, welche den Sommer hier verbrachte, mit einer anderen Dame auf der Straße stehen! Aber nicht genug an dem, hat sich hierauf herausgestellt, daß Frau Leberl ihrer Begleiterin gerade erzählt hatte, daß in Bruck einmal ein Gerichtsadjunkt war, der immer gewettet hat! Ein trefflicher Mann war auch der Stabsarzt Dr. Swoboda, der eine Zeitlang bei Dr. Scheidlin speiste. Er erzählte gerne von alten Zeiten, stets mit stark böhmischem Akzent und alle seine Erzählungen begannen folgendermaßen: „Als ich im Jahre 1871 — oder war es 1870? — mit den Traniki (Trani-Ulanen) nach Göding gekommen war . . .“ stets Plusquamperfekt und Göding

¹⁾ Hals.

klang wie „Gäähding“. Der lustige Kálnay war mein Partner beim Billardspiel und obwohl ich ihn einmal wegen Ehrenbeleidigung zu einer Geldstrafe verurteilte, spielte er ruhig mit mir weiter. Swečeny, der heute schon Hofrat ist, spielte jeden Abend mit mir Schach und ist ein lieber, guter Mensch, mit dem ich jetzt noch in Kontakt bin; er und Stephan Zwierzina waren damals Beamte der Bezirkshauptmannschaft; ebenso Graf Rudolf Traun, den ich einmal total berauscht nach Hause führte und der mich nicht sehen kann, ohne mich mit meinem Ausspruch zu begrüßen: „Der Rohrwald ist viel schöner als die blaue Grotte!“

Von bemerkenswerteren Ereignissen habe ich noch anzuführen, daß ich bei einer Brandlegung in Rohrau in Haydns Geburtshaus gerichtlich zu intervenieren hatte; ferner daß Machaczek ein kostümiertes Fest gab, bei dem ich durch meinen Anzug großen Effekt erzielte; derselbe bestand aus genagelten Stiefeln, Jagdstrümpfen, gamslederner Hose, weißem Gilet, Frack und Claque mit Edelweiß.

Mein größter Stolz während meines Brucker Aufenthaltes bestand darin, daß ich dem Kaiser, aber nie dem Grafen Harrach vorgestellt wurde!





VI. Jagd.

Der glücklichste Mensch ist
Der Joaga im Wald.

Lied von J. Hornig.

Ich liebe sie unendlich, seit jeher, fast von meiner Kindheit an und verdanke ihr tiefempfundenste Genüsse. Ich liebe sie nicht nur ihrer selbst wegen, sondern auch deshalb, weil so große andere Freuden mit ihr verbunden sind, wie hauptsächlich das Leben in der Natur, das Beobachten der Tiere und Pflanzen, das Eindringen in oft unbekannte, unerschlossene Gegenden und der Verkehr mit dem urwüchsigsten Teil der Bevölkerung. Diese Liebe ist gerade keine unglückliche, aber auch keine besonders glückliche. Sie ist keine unglückliche, denn ich habe schon ziemlich bedeutende Mengen Niederwild erlegt und kann mich in der Regel auch hier nicht über Jagdpech beklagen; sie ist aber keine hervorragend glückliche, weil ich in meinem ganzen Leben nur zwei Hirsche, zwei Gams und keinen Hahn geschossen habe, trotzdem ich seit meiner Kindheit, soweit es meine Zeit (und Zeit ist Geld) erlaubt, emsig und fleißig bei der Sache bin. Es tut mir zwar förmlich weh, in diesen harten Kriegszeiten über Jagd zu sprechen und ich will gleich sagen, daß ich es in dieser Zeit nur einmal über mich brachte zu jagen; aber ich will es dennoch versuchen, auch über dieses Thema, das einen breiten Raum in meinem Leben einnimmt, mit derselben Nüchternheit zu schreiben, deren ich mich in den vorhergehenden Kapiteln befeißigte.

Ich habe sehr früh angefangen, auf die Jagd zu gehen: Mein Vater erzählt mir, daß dies zum erstenmal geschah, als

ich zwei Jahre alt war; damals nahm er mich und meine Mutter auf eine Jagd nach Herzogbierbaum mit. Dann kam lange nichts. Erst in Rechnitz, als ich 13—14 Jahre alt war, schenkte mir mein Vater ein Flaubertgewehr und ich lernte Spatzen zu schießen, was mich damals leidenschaftlich erglücken machte. Dann wurden wir öfter in den Wurstelprater geführt, wo wir auf die Scheibe schießen durften; wir lernten dadurch zwar nicht jagen, aber doch mit Waffen umzugehen. Am meisten frequentierten wir hier die Schießstätte eines gewissen Lantsch, den ich übrigens bis vor wenigen Jahren manchmal aufsuchte, um welche Zeit er sich zurückzog. Lantsch lernten wir durch unseren Großonkel Karl Schey kennen, den Bruder unserer väterlichen Großmutter und Cenzis, Pauls etc. Vater, und ich will hier einiges über diesen Mann einfügen, von dem mein Vater heute noch schwärmt und den ein eigener Nimbus umgibt. Er war ein brillanter Fahrer, ein fescher, immer gut angezogener Mensch und stets lieb und freundlich gegen alle. Er lebte ziemlich flott und fuhr z. B. zwischen Güns, seinem eigentlichen Domizil, und Wien fast nur mit Separatzug. Er trug einen lichtdrapfarbenen Überzieher mit großen Perlmutterknöpfen, einen Hut mit lächerlich schmaler Krämpe und hatte meistens Krawatten mit Hunde- und Affenköpfen. Onkel Karl war ein großer Mann bei den Trabrennen; diese wurden vor vielen Jahren in der Hauptallee von deren Beginn bis zum Lusthaus abgehalten, so daß man nur den Start und das Finish sah und beim Fiakerfahren fuhr Onkel Karl immer als Kontrollor in einem Wagen mit, meistens mit dem berühmten Fiaker Kreipl. Einmal wettete er mit Graf Franz Bubna um ein Diner, daß er innerhalb 6 Stunden von seinem Bruder Fritz 50.000 Gulden bekommen werde, und gewann die Wette. — Nach einem Trabrennen führte uns nun Onkel Karl zum erstenmal zu Lantsch und ich weiß noch, daß er dort damals für unser Schießen fünfzehn Gulden bezahlte! Der Schuß kostete zwei Kreuzer! Von da ab blieben wir ständige Gäste bei Lantsch, kamen sehr oft und besonders mein Bruder brachte es hier zu verblüffender Fertigkeit: Er legte sich auf den Rücken und traf, er schoß mit Spiegel etc. Auch ich schoß recht gut und vollführte hier

manches Kunststück. Hierdurch aber lernten wir, wie gesagt, noch nichts von der Jagd. Dies geschah erst in Güns, wo meine väterlichen Großeltern ihre letzten Lebensjahre verbrachten. Sie hatten zum Freunde einen alten Herrn von Kuzma, der ein großer Jäger war, und dieser wurde unser Lehrer. Wir haben eine harte Schule bei ihm mitgemacht, aber viel durch ihn gelernt und sind ihm zu großem Dank verpflichtet. Kuzma nahm uns nämlich oft auf die Hühnerjagd mit, aber ohne Gewehre mußten wir mitgehen, nur um zu beobachten und zu lernen. Es war oft keine kleine Leistung, in der größten Hitze über die Felder zu stampfen, ohne die Ablenkung durch Schießen erlaubt zu haben, und es gehörte wahrlich Ausdauer und Liebe zur Sache dazu, um dies während einiger Saisons durchzuführen, und wir hatten sie und ich glaube, daß dies Früchte getragen hat, denn als wir dann wirklich zu jagen anfangen, haben wir uns sofort korrekt zu benehmen gewußt und waren zimmerrein. Kuzma war ein Sonderling. Trotzdem er sehr wohlhabend war, ist er immer nur auf einem ungefederten Steirerwagel auf die Jagd gefahren, dessen Pferde — sie hießen Zsobri und Lengyel — er selbst lenkte. Sein Kutscher Pista war der unreinlichst aussehende Mensch, den es gab. Kuzma hatte immer eine ganze Meute von Vorstehhunden, die er selbst alle glänzend dressiert hatte; er schoß nur mit Vorderladergewehren; einmal beklagte er sich, daß er schon nicht mehr gut sehe — er war ziemlich alt —, aber kurz darauf zeigte er mir am Ackerfeld einige Schrotkörner von einem seiner Schüsse! Ich hatte mir eingebildet, daß er uns seine Gewehre vermachen werde, er tat aber nicht dergleichen. — Um diese Zeit hatte mein Vater in unserer Wohnung eine förmliche Schießstätte eingerichtet; wir schossen mit Pistolen durch zwei Zimmer auf eine Scheibe, die mit eigenen Laternen beleuchtet war, und veranstalteten Preisschießen. — Durch alle diese Übungen lernte ich tatsächlich viel und war in mancher Beziehung für die Jagd gut vorbereitet. Trotzdem muß ich bekennen, daß es sehr lange gedauert hat, bis ich nennenswerte Erfolge aufzuweisen hatte, und ich denke mit Entsetzen an die Zeiten, in denen ich vier Hasen schoß, die anderen aber alle viel mehr. Sehr gelitten habe ich Jahre lang durch

fürchterliche Kopfschmerzen, die ich durch Schießen bekam und die sich bis zu Fieber und direkten kleinen Gehirnerschütterungen zu steigern pflegten. Erst nachdem mir mein Freund Dr. August Schwarz geraten hatte, mir Watte in die Ohren zu stecken, und zwar hauptsächlich in das linke, weil das rechte ohnehin durch den Schaft geschützt ist, verschwanden diese Leiden und ich habe nie mehr Kopfschmerzen gespürt.

Meine ersten eigentlichen Jagdversuche machte ich in der Kronau, einer Donauau bei Tulln, die mein Vater von Graf Bräuner gepachtet hatte. Man war damals viel bescheidener in Jagdsachen als jetzt, und als wir von dort einmal bei 30 Fasanen brachten, glaubte ich, daß dies noch nie vorher erreicht worden sei. Die Jagden in der Kronau sind mir dadurch in Erinnerung, daß Paul und Josef dort ihre ersten Schüsse machten; und daß ich tagelang vorher vor Freude nicht schlafen konnte, wenn eine Jagd bevorstand. In späteren Jahren pachtete mein Vater die Jagd in Hadersfeld bei Greifenstein, wo wir ein Liechtensteinisches Schloß einen Sommer lang bewohnten. Es war ein entzückender Aufenthalt und ich habe den Ort so lieb gewonnen, daß ich ihn seither in jedem Jahr als Ziel einer Wienerwaldpartie aufsuche. Jagdlich war dort nicht sehr viel zu machen. Nur Folgendes will ich erzählen. Es war ein starker Hirsch bestätigt und mein Vater ging oft hinaus, um ihn zu Schuß zu bekommen, kam jedoch nie mit ihm zusammen. Eines schönen Tages schoß ihn der Förster und erzählte ganz ruhig, er sei so bequem mit ihm zusammengekommen, daß er sich nicht zurückhalten konnte. Es war ein guter Vierzehnder.

Mit der Zeit fuhr ich regelmäßig nach Kövecses und da meine Freunde Tascha und Georges viele Jahre hindurch die Jagd in Trautmannsdorf gepachtet hatten, war ich glänzend versorgt. Über Kövecses habe ich das Wichtigste schon mitgeteilt und will ich nur einiges nachholen. Außer den schon erwähnten erstklassigen Rebhühner- und Hasenjagden gibt es dort prächtige Böcke, von denen ich auch einige sehr gute geschossen habe; und nebstbei ausgezeichnete Fasanjagden. Bei einer solchen habe ich einmal einen Schnepf, einen Fuchs und ein Wildschwein beinahe in derselben Sekunde gesehen, ohne vor Aufregung

einen Schuß abgeben zu können. Ein andermal schoß ich mit einem Schuß einen Turmfalken, mit dem anderen auf ein Wildschwein (nicht sehr waidmännisch, aber verzeihlich). Das Wildschwein schoß ich nur an; da es ein anderer Schütze niederschloß, zählte es nicht mir und ich kam um diese interessante Doublette. Auch Trappen kommen in Kövecses oft vor, jedoch kam ich niemals auf eine zu Schuß. Bei Erwähnung dieses Wildes erinnere ich mich daran, daß, als ich einmal aus dem Fenster des Bezirksgerichtes Floridsdorf blickte, ich 6 Trappen auf zirka 80 Schritte vorbeiziehen sah. Alles gibt es in Kövecses, auch Wildkatzen, alle möglichen Raubvögel, Enten, im Winter zahllose Wildgänse — nur nie ein Stück Hochwild. Ich habe einmal hier vom Schlitten aus eine Wildgans, die am Feld stand, auf 71 Schritt geschossen mit dem ersten Schuß aus einem neuen Gewehr. Wildgänse hab' ich unendlich lieb! Ihr keilförmiger Flug, ihr kurz abgebrochenes Geschnatter, das man aus enormer Höhe hört, das Geräusch, das sie verursachen, wenn sie sich aus dem Wasser erheben — das sind lauter so stimmungsvolle Dinge und sie zaubern mir die ungarische Ebene vor, den Neusiedlersee, Schilfrohr und Sonnenuntergang im November! In Bruck war es interessant, täglich zweimal den Zug immenser Scharen von Gänsen zu beobachten: Morgens vom Neusiedlersee ins Marchfeld und abends zurück. Da zogen am Spätnachmittag manche Schützen hinaus auf die Hügel hinter dem Lager und warteten auf den Zug der Gänse. Hie und da holte man eine herunter, meistens zogen sie aber enorm hoch, so daß man nichts ausrichten konnte. Einmal ging ich auch hinaus und wartete lange; es kam nichts und wurde schon finster. Ich machte mich auf den Heimweg und als ich die Fahrstraße erreicht hatte, die durch das Lager führt, war es schon total finster. Plötzlich höre ich ober mir Wildgänse, und zwar mußten sie ganz nah ober mir ziehen, ich hörte sogar das Rauschen der Schwingen. Ich schoß nur „nach dem Ohr“ zweimal hinauf, gesehen habe ich absolut nichts, und es fielen tatsächlich zwei Gänse herab, von denen aber eine nur angeschossen war und mir entkam; ich hatte eine Riesenfreude! Oft ist es in Bruck auch vorgekommen, daß bei starkem Nebel die Gänse nur unmittelbar

über der Stadt herumzogen, weil sie in der Nacht gerade nur die Lichter von Bruck sahen; man konnte dann stundenlang ihr Geschnatter noch im Einschlafen hören und hat dann manchmal in der Früh am Hauptplatz eine Gans gefunden, die sich im Anfliegen an den Kirchturm erschlagen hatte. — Nach dieser Abschweifung will ich wieder nach Köveceses zurückkehren. Am 12. November 1906 schoß ich auf einer Hasenjagd hier meinen Rekord. Es war gerade keine sehr gute Jagd, denn nach meinen Aufzeichnungen schossen wir damals nur 506 Hasen und 107 Hühner. Ich aber hatte ein Eck und schoß 57 Hasen und 12 Hühner und von den 57 Hasen schoß ich 43 en suite und fehlte im ganzen überhaupt nur zwei — auf 20 Schritte. Nebenbei gesagt, wurden an diesem Tage am anderen Eck von Karl Kuffner, der sehr gut schießt, nur 37 Hasen geschossen. Am 13. Dezember 1912 war eine phänomenale Jagd: Um 12 Uhr hatte niemand mehr Patronen, sie mußten vom Haus geholt werden; elf Schützen schossen in zwei Tagen über 2000 Hasen und über 800 Rebhühner! Die Hühner werden nie „eingedrückt“, ebensowenig die Fasane, es werden gar keine Kunststücke gemacht, sondern im Frühjahr sogar enorme Massen von Eiern gestohlen, und doch sind die Jagden so glänzend! Am 6. und 7. Dezember 1914 — die einzige Jagd, die ich während des Krieges mitmachte — schossen fünf Schützen an zwei Tagen über 700 Fasane, viele Hasen und mehrere hundert Kaninchen! Eljen Köveceses!

Trautmannsdorf kann sich mit Köveceses bezüglich Wildreichtumes nicht messen, aber doch verlebte ich auch dort schöne Jagdtage und viele lustige Stunden. Die Erinnerung an diesen Ort ist für mich verbunden mit dem Gedanken an Meere von Himbeersaft und Gießhübler; an Ignaz Ephrussi, der über acht Streifen seinen Diener Adolphe (Ton auf dem o) mit Stentorstimme rief, und an den elenden Gauner Johann Gutmann, der gestohlen hat wie ein Ratz und jetzt — nach vielen Jahren — mich noch oft besucht und jedesmal einen anderen Unglücksfall erlebt hat. Als ich in Bruck amtierte, lief eine Anzeige gegen ihn und, wie es üblich ist, wendete ich mich an seine Heimatgemeinde wegen Übersendung eines Leumundszeugnisses. Der

Bürgermeister schrieb wörtlich: „Er wäre ein sehr tüchtiger Arbeiter in Wald, Feld und Erde und ein sehr nützliches Glied der Gesellschaft, wenn er nicht die unsinnige Leidenschaft für Hasen hätte.“ Damit meinte er die Leidenschaft für Wilddiebstähle, verschwieg aber, daß Gutmann schon wegen Brandlegung, schwerer Körperbeschädigung und ähnlicher Delikte vorbestraft war. Und diesen Mann hatte ich zu meinem Adlatus auf der Jagd ausgewählt! Damals war ich eben noch kein „alter“ Untersuchungsrichter. In Trautmannsdorf habe ich einmal einen kapitalen Bock geschossen. Ich mußte mich durch einen tiefen Wassergraben anpürschen, aber das jenseitige Ufer war so steil, daß ich nicht unbemerkt hinaufklettern konnte, und so setzte ich mich auf die Schulter des braven Jägers Steirer und schoß von dort aus. Wir hatten den Bock anfangs nur für einen Gabler angesprochen; später sah ich, daß es ein ungerader Zehner war; die Gewichteln standen so nahe aneinander und die Gehörnstellung war eine so merkwürdige, daß man, da der Bock „spitz“ stand, nur je zwei Enden sah.

Bei einer Hasenjagd in Trautmannsdorf ereignete sich einst eine heitere Szene. Ich erhielt von meinem Nachbar einige Schrote in den Schenkel, von denen eines zwar die Hose durchlöcherte, aber sonst nichts anrichtete. Als wir nach Beendigung dieses Streifens zusammenkamen, fragte mich der betreffende Schütze, ob ich verletzt worden sei. Als ich dies verneinte, sagte er: „Gott sei Dank! Das hätte mir die ganze Jagd verdorben!“ Diese Geschichte fand ihre Fortsetzung während des Jagdfrühstückes (Metaxa hatte gerade sein ausgezeichnetes griechisches Gulasch gekocht). Nachdem jemand auf die Jagdherren getrunken hatte, sagte Georges: „Jetzt sollte eigentlich jemand die Gäste leben lassen“, worauf ich erwiderte: „Das sollte man vor allem dem Herrn X sagen!“ Die Hose, in welcher mir dieses Abenteuer passierte, ist nicht nur hierdurch interessant geworden, sondern auch dadurch, daß sie vor mir mein Vater getragen hatte, als er gewettet hatte, daß er in einen Käfig mit fünf ausgewachsenen Löwen gehen werde und dann dies wirklich ausführte; ich besitze sie noch. Einige Jahre später schoß mir jemand mit Hühnerschrot durch den Hut und gegen meinen

linken Arm, ohne daß mir etwas geschah; ich sagte zu dem Betreffenden: „Deine teueren englischen Gewehre kannst Du ruhig wegwerfen, denn auf diese Distanz hätte ich eigentlich roulieren müssen!“ Und weil ich gerade von solchen unheimlichen Dingen erzähle, will ich auch nicht verschweigen, daß mir auch einmal ein kleines Malheur passierte, das — Gott sei Dank — glimpflich verlief. Vor einigen Jahren machte ich eine Jagd in der Nähe von Marchegg mit, bei der es so wüst zuging, daß ich heute noch nicht festgestellt habe, auf was wir jagten und ob es eine Feld- oder Waldjagd, eine Kreis- oder Streifjagd war. Ich schoß in einem ziemlich schütterten Wald auf einen Hasen, der nach rückwärts ging, und traf einen Treiber, der 40 Schritte weit zurückgeblieben war und hinter einem Baum so stand, daß ich von seiner Existenz keine Ahnung hatte, in den Fuß. Er bekam sofort 60 Kronen und selbstredend zahlte ich ihm alle weiteren Heilungskosten. Trotzdem ließ er mir aber durch einen Advokaten einen Brief schreiben, in dem noch 1500 Kronen begehrt wurden; ich glich diese Angelegenheit mit 30 Kronen aus. Das Peinliche an der Sache war aber, daß der Betreffende die Anzeige bei der Gendarmerie erstattete, daß diese die Sache an das Gericht leiten mußte und daß sohin gegen mich Erhebungen wegen Übertretung der körperlichen Sicherheit geführt wurden, und zwar gerade zu einer Zeit, in der ich mich um die Stelle eines Landesgerichtsrates bewarb! Diese Erhebungen dauerten volle drei Monate lang; es wurden Zeugen vernommen, es wurde ein Lokalaugenschein an Ort und Stelle vorgenommen, zu dem ich mit dem Hauptzeugen Albrecht erschien, der damals gerade mein Nachbar gewesen war, ein Sachverständiger trat auf etc., und endlich wurde das Verfahren eingestellt.

Auch einen recht ernstern Unfall habe ich bei einer Jagd erlitten. Vor zirka zehn Jahren wurde mir gelegentlich eines Hasenstreifens in Trautmannsdorf ein Eck zugeteilt und ich hatte einen mörderischen Anlauf. Einmal machte ich einige Schritte rasch seitwärts gegen einen Hasen, blieb aber mit dem linken Fuß in einer Ackerfurche hängen und zerriß mir dabei ein Sehnenband. Ich bekam sofort furchtbare Schmerzen, mußte zu jagen aufhören und mein glänzendes Eck aufgeben (Josef, der

mein Nachbar war, avancierte und machte hierdurch Fabel-Karriere) und mußte auf dem Hasenwagen nach Hause geführt und dann von dort auf den Bahnhof getragen werden. Als ich in unserer Wohnung in Wien ankam, traf ich hier meinen Freund Doktor Skrainka (siehe Bockgrube); er schnitt mir den Stiefel auf und seine beruhigende Diagnose lautete: „Es sieht aus wie Knochentuberkulose.“ Ich hatte jahrelang damit zu tun, mich an diese Verletzung zu gewöhnen; das zerrissene Band wird nie zusammenheilen und mich ewig mahnen an den Verlust von wenigstens sechzig Hasen.

Meinen ersten Hirsch schoß ich am 14. August 1887 in Traboch, Obersteiermark. Mein Freund Karl Waissnix in Reichenau, respektive sein Vater, hatte dort eine kleine Jagd und schickte mich mit meinem Onkel Oskar hin. Hochwild war dort eine Seltenheit, eigentlich führen wir nur auf Rehböcke; Hochwild kam nur hie und da als Wechselwild vor. Als wir gegen Abend ankamen und von dem dortigen Jäger empfangen wurden, sagte mein Onkel zu ihm: „Für jeden Rehbock bekommen Sie fünf Gulden und für jeden Hirsch zwanzig Gulden.“ Und ich sagte: „Und von mir bekommen Sie für jeden Rehbock sechs Gulden und für jeden Hirsch einundzwanzig Gulden!“ Um halb fünf Uhr früh zogen wir hinaus und um fünf Uhr hatte ich meinen ersten Hirsch geschossen! Mein Onkel, der unsäglich mehr Millionen besitzt als ich Kronen habe, ließ mich ruhig die 21 Gulden bezahlen und war wütend über mein „Schwein“. Aber ich war glücklich und umarmte den Jäger, trotzdem der Hirsch nur ein schwacher Achtender war und eher aussah wie ein Hirschkäfer. Ich nahm ihn nach Reichenau mit und wurde von dem uralten Herrn Alois Waissnix, Karls Vater, ganz förmlich zum Jäger geschlagen.

Meinen ersten Gams habe ich in Wildalpen geschossen. Es war an einem 2. Dezember; ich brach mit dem Jäger Wolf gegen 7 Uhr früh auf und um halb zehn Uhr vormittags hatte ich geschossen und getroffen. Wir stiegen dann weiter und weiter und immer weiter, so daß mir angst und bang wurde — ich konnte schon nicht mehr weiter, trotzdem ich ein guter Geher bin, und schließlich mußte mir der Jäger eingestehen,

daß wir uns vergangen hatten. Das Marschieren nahm kein Ende, den Proviant hatte ich schon um halb zehn Uhr verzehrt und ich wurde so durstig und hungrig, daß ich oft Schnee trinken mußte. Endlich, um vier Uhr nachmittags, als es schon zu dunkeln begann, kamen wir auf einen Weg. Ich hoffte, daß wir nunmehr bald zu Hause sein würden, und fragte, wie lange dies noch dauern werde; Antwort: „Noch starke drei Stund'!“ Und so war es auch. Ich kam halbtot an, aber am nächsten Tag schoß ich doch noch einen Gams, jedoch seither, seit dem 3. Dezember 1891, schoß ich nie wieder auf einen!

Ungemein interessante und stimmungsvolle Natur- und Jagdszenen habe ich am Neusiedlersee beobachtet und erlebt. Zum erstenmal kam ich vor vielen Jahren in diese Gegend, und zwar nach Apetlon (der Name ist lateinischer Provenienz), wo mein Freund Franz Hauptmann wohnte und die Jagd besaß. Das Revier bestand aber nicht nur in dem riesigen See selbst, sondern auch aus 10—20 kleineren Seen, die fast alle „Lacken“ genannt wurden, wie die Zicklacken, die weiße Lacken etc.; man sagte, daß diese „Lacken“ unterirdisch mit dem großen See verbunden seien. Nachdem Hauptmann fortgezogen war, pachteten sein Revier meine Freunde Georges und Metaxa und später pachtete ich durch mehrere Jahre selbst ein Revier, jedoch gegenüber von Apetlon, auf der Ödenburger Seeseite, und zwar um ein Spottgeld, d. h. jede Ente, die ich schoß, kostete 70 K; denn ich hatte hier lächerlich geringe Chance. Der Jäger war unerschöpflich in Ausreden, bald wehte der „obere Wind“, bald war das Rohr noch zu grün, bald schon zu gelb, und immer hörte ich: „Ja vorige Wochen, wenn S' kommen wär'n! Mit'n Stecken hätt ma's herunterschlagen können!“ Die Jahre waren bezüglich Wildreichtumes (es kommt fast nur Wasserwild in Betracht) sehr verschieden. Aber von den Mengen von Enten und Gänsen, welche man hier manchmal sehen konnte, kann man sich keinen Begriff machen. Die Jagd auf Enten ist die schwerste Jagdart, die ich kenne. Die Situation ist folgende: Man sitzt in einer Zille, möglichst festgerannt in das dichte Schilf, die aber doch bei jeder Bewegung schwankt; das Schilf ist so hoch, daß der Ausschub nur wenige Meter beträgt; wenn

es dunkel wird, eigentlich schon beinahe finster ist, ziehen die Enten; eine Sekunde, ehe man sie sieht, hört man das charakteristische Zischen ihres Fluges; in einer Sekunde soll man nun bei elendem Schublicht den rasend schnell ziehenden Vogel treffen, und zwar so, daß er ins Wasser fällt, denn im Schilf gibt es kein Finden! Das haben wir oft mitgemacht, oft gefehlt, aber manchmal auch getroffen, und das waren so herrliche Szenen bei dunkelviolettem untergehender Sonne! Einmal saß ich mit dem Jäger Mais draußen und hatte mehrere Enten gefehlt; endlich fiel eine. Als Mais dies sah, sagte er: „A Mordsanterich!“ Dann gingen wir hin und hoben eine fast mikroskopische Krickente auf! Bei den vielen Enten, die ich in dieser Gegend sah, ist es merkwürdig, daß mir nie eine etwas seltenere unterkam; ich sah und schoß nur Stock-, Krick- und Brandenten, die alle sehr häufig sind. In imponierenden Mengen treten in manchen Jahren hier die Fischreiher auf, und zwar die gewöhnlichen grauen, und die Purpurreiher. Eine Reiherkolonie ist sehr interessant; ich hätte einmal zahllose Reiher schießen können, tat dies aber nicht, weil Brutzeit war. Aber ein andermal schoß ich an einem Vormittag — nicht von einer Kolonie weg — vierzehn Purpurreiher. Edelreiher habe ich nur einmal gesehen und fehlte einen auf sehr große Distanz. Ewig wird es mir in Erinnerung bleiben, als wir oft von Apetlon aus vor Tagesanbruch in den See hinausfuhren, auf Gänse, und uns dann die Wagen dort erwarteten, wo beim Aussteigen der See gewesen war — Ebbe und Flut. An einem dieser Tage kehrten wir gegen sieben Uhr früh ins Jagdhaus zurück und spielten sofort Tarock bis fünf Uhr nachmittags, um welche Zeit wir wieder hinausfuhren. Wo jetzt dort die Eisenbahn fährt, mußte man seinerzeit von der Station Parndorf aus vier Stunden lang auf einem Leiterwagen fahren, der einem das Mark aus den Knochen rüttelte. Aber schön war es doch!

Mein erstes Jagdgewehr ließ mir nach meiner Maturitätsprüfung mein Großvater machen; es war sehr schön, nur hatte es die nette Eigenschaft, daß immer beide Läufe gleichzeitig losgingen. Dann erhielt ich von Cenzi ein Lefauchauxgewehr geschenkt und endlich schwang ich mich dazu auf, mir selbst

Gewehre machen zu lassen. Ich beziehe sie immer von Kalezky; sie sind billig, aber ausgezeichnet; sie sind nicht „englisch“, sondern haben Hähne und keinen Ejektor, und ich schieße, als der Einzige unter uns, mit Schwarzpulver, so daß ich immer schon von weitem durch eine undurchsichtige Rauchhülle erkenntlich bin. Das tue ich alles, um zu sparen, und das ist das Geheimnis meines Reichtums, davon, jetzt kann ich es ja endlich einmal sagen, stammt der Stock meines Vermögens. Die ersten Gewehre, welche ich mir machen ließ, hatten Namen, die am Schaft eingraviert waren. Das allererste hieß „Emmy“, spätere hießen „Tera“¹⁾ und „Jólán“¹⁾. Die wirkliche Emmy erhielt, als mein Gewehr fertig wurde, am 10. August 1898 folgenden Brief: „Du bist am ersten August pünktlich fertig geworden und schaust folgendermaßen aus: Du hast zwei lange, glatte, hübsche Läufe, leider aber nur Eine Backe²⁾, dagegen wieder zwei Zügel.³⁾ Weiters hast Du merkwürdigerweise eine Fliege und zwei Hähne auf Dir, die sehr komisch sind, weil sie immer zurückspringen. Am Ende bist Du mit Stahl beschlagen und überhaupt fein ziseliert.“ Und heute sage ich, ich bin stolz darauf, daß ich ihr dieses Gewehr weihte, denn sie ist noch immer so, wie ich vor 17 Jahren über sie ein Gedenkbuch schrieb: „Du, mein holdes Stillschweigen!“⁴⁾

Schöne Jagdtage verdanke ich meinem Freunde Schlumberger, der mich nach Joslowitz⁵⁾ und Abrahám⁶⁾ einlud. Der Aufenthalt in letzterem Orte wäre ideal zu nennen, wenn nicht nachts die Mäuse fürchterlich rumort hätten (Graf Karl Eszterházy, der Eigentümer, sagte ganz stolz, es kommen hier neun Sorten Mäuse vor), wenn nicht in meinem Bett dicke Pferdefliegen genistet hätten und wenn sich nicht in jeder Nacht ein Kauz auf den Balkon meines geöffneten Schlafzimmers gesetzt hätte, wo er stundenlang rief.

1) Ungarische Frauennamen.

2) Teil des Gewehrschaftes.

3) Federn, an welchen man das Gewehr losdrückt.

4) Shakespeare, Coriolan.

5) Bei Znaim.

6) Preßburger Komitat.

Ich will noch anführen, daß ich einmal am Schönjöchel in Tirol, 2400m hoch, auf Murmeltiere pürschte, daß aber das Resultat nur darin bestand, daß ich eines pfeifen hörte und keines sah; sowie, daß ich einmal auf einen Tannenhäher mit einer Büchsflinte schoß und ihn getroffen habe, trotzdem ich irrtümlich den Kugellauf abzog und rufe der Jagd ein fröhliches Wiedersehen im Frieden zu!





VII. Zu Hause.

1. Des Hauses Freuden mögen bescheiden und einfach sein, aber ihre Zahl ist Legion.

Lubbock, Die Freuden des Lebens.

2. Der Humor ist ein gutherziger Geselle, dem sehr oft die Tränen in den Augen stehen, während er sich über unsere Misere hinüberlacht.

Ebenda.

Achtung! Nur nicht sentimental werden! Nicht winseln, wie es sein könnte und vielleicht sein sollte, sondern hübsch nüchtern bleiben und auch hier sich möglichst an die Tatsachen halten. Es ist zwar höllisch schwer und die Versuchung, trübsinnig zu werden, ist groß, aber wenn es bisher gegangen ist, wird es schon jetzt auch gehen; man soll lernen, hart zu werden, allerdings nur gegen sich selbst!

Mein Vater, mein Bruder und ich leben ein gar merkwürdiges Leben. Wir wohnen natürlich seit jeher beisammen, aber wir führen keine Menage, wir speisen nur an drei Tagen zusammen, an unseren Geburtstagen, die alle in die Zeit vom 10. Dezember bis 15. Jänner fallen, dann wieder elf Monate lang nicht. Wo wir an den anderen Tagen essen, wissen wir nicht, d. h. ich, der Gewohnheitsmensch, speise seit 22 Jahren mittags bei Meissl und Schadn, aber wo Papa und Rudolf dies absolvieren, weiß ich bis heute nicht. Rudolf, der Tür an Tür mit mir wohnt, sehe ich oft tagelang nicht; ich gehe vom Hause fort, wenn er noch schläft und wenn er heimkehrt, schlafe ich schon. Essen kann man also bei uns absolut nicht; als ich mir einmal Tee zu Hause kochen lassen wollte, mußte man unsere

Wirtschafterin dreiviertel Stunden lang mit Essig laben und die ganze Gasse war in Aufregung. So ist es gekommen, daß ich faktisch nie zu Haus gegessen habe, außer wenn ich krank war. Krank kann man aber bei uns auch nicht sein. Als Student hatte ich die echten Blattern, Rudolf hatte sie aus der Kaserne nach Haus gebracht. Nach einigen Wochen sollte ich ein Bad von 26° R nehmen. Als ich hineinstieg, zeigte das Thermometer 16°. Nebstbei wurde ich von dem alten Dr. Federn sonderbar behandelt. Er fürchtete sich nämlich vor Ansteckung und als es mir allerdings schon besser ging, kam er einmal, steckte nur den Kopf zur Türe herein, ließ sich meinen nackten Arm zeigen und fragte: „Bist du überall so?“ Nachdem ich genau nachgesehen und ihm Auskunft erteilt hatte, fragte er mich: „Wann wirst du baden?“ Seit diesen beiden Erlebnissen hatte ich von Essen und Krankheiten genug. Das Malheur mit dem Bad hatte unsere alte Louise Hackl angestellt. Sie war schon Stubenmädchen meiner Mutter, dann Kindsfrau bei uns, endlich Wirtschafterin. Sie heiratete unseren Diener Anton und hatte einen Sohn Karl, der als Trainrittmeister starb. Sie war 34 Jahre lang bei uns und eine treue, brave Person, die mich aber oft zur Raserei brachte. Es haben sich von ihr mehrere Aussprüche erhalten, von denen ich einen anführen will. Wenn sie sagen wollte, daß ihr jemand verdächtig vorkomme, sagte sie: „Der Mann ist nicht authentisch.“ Sie starb vor zirka zehn Jahren auf einem kleinen Besitz, den sie in der Nähe von Korneuburg erworben hatte.

Louise Hackl erinnert mich noch ganz dunkel an unsere Wohnung in der Himmelfortgasse 5. Nach dem Tode meiner Mutter zogen wir, wie schon berichtet, erst zu den Großeltern in die Dorotheergasse 5 und dann mit diesen in die Kantgasse 3 und Seilerstätte 21. Als dann die Trennung erfolgte und wir von den Großeltern fortzogen, wohnten wir Krugerstraße 13, Hegelgasse 7 und endlich Frankenberggasse 11. Mathematikern wird es auffallen, daß unsere Hausnummern fast stets absolute Primzahlen waren. Das Haus Seilerstätte 21 war ein schönes altes Haus, das der Fürstin Metternich gehörte und ein auch bei Tag geschlossenes Tor besaß. Wir bewohnten das ganze

Haus, nur ein Metternichscher Beamter wohnte noch darin. Damals ging es bei uns sehr lustig zu und wir sahen allabendlich interessante Leute bei uns. Wir zogen aus, weil das Haus niedergerissen wurde. Auch das Haus Krugerstraße 13 war alt; wir hatten eine Wohnung mit vielen großen Zimmern, doch waren sie alle finster. In dieser Wohnung geschah es, daß mein Vater einige Wochen lang Menage führte. Die einzigen Personen, die wir während dieser Zeit als Gäste zu Tisch bei uns sahen, waren Guschlbauer¹⁾ und Bratfisch.²⁾ Bald wurde das Menagieren aufgegeben, weil es doch nicht teuer genug kam, und wir gingen wieder alle in die verschiedenen Gasthäuser. In jene Periode fällt meine Leidenschaft für Wiener Musik und Volkssänger. Einigemale in der Woche besuchte ich die Lokale, in denen sie sangen: Harmoniesäle, Tökés und Ruß in Hernals, Goldener Widder in der Taborstraße, Hotel Zillinger und endlich Hotel zum „schwarzen Adler“. Bei Guschlbauer und Montag, bei Mayer, den Schwestern Neumann, bei der Kutzel, der Mirzl, bei den Schrammeln etc. habe ich zahllose vergnügte Stunden verlebt, die für mich damals Stunden wahren Genusses waren. Am häufigsten besuchte ich den „schwarzen Adler“, wo die Klabriaspattie gegeben wurde. Die Aufführung mit Grünecker und Rott war wirklich meisterhaft; ich habe viele Personen hingeführt, darunter Sonnenthal, der tatsächlich Tränen lachte. Ich wurde mit allen Volkssängern und Volkssängerinnen bekannt und erhielt von den Darstellern der Klabriaspattie eine Zigarrentasche mit ihren Photographien aus Dank dafür, daß ich ihr treuester Stammgast war. Die Mirzl und Kutzel waren entzückende Frauen und haben mich durch ihre in urwüchsigster, aber nie ordinärer Form vorgetragenen Lieder begeistert. Auch mit dem sogenannten „Baron Jean“ war ich befreundet. Er hieß eigentlich Hans Tranquillini und war Kunstpfeifer; sein Lieblingsstück war der Walzer „Frühlingsstimmen“, den er entzückend pfiß. Der Mann war aber ein starker Säufer und ist auch daran zugrunde gegangen. In seiner Krankheit schickte er mir seine

¹⁾ Bekannter Volkssänger.

²⁾ Fiaker des Kronprinzen, der auch Natursänger war.

Schwester in die Wohnung, damit sie mich betöre und ich ihm Geld schicke. Dies ist vollständig gelungen und es wurde durch meine Intervention im Jockeyklub eine Sammlung veranstaltet, die ein hübsches Resultat ergab. Einmal beging ich die Unvorsichtigkeit zu wetten, daß „Baron Jean“ in einer halben Stunde dreißig Glas Kognak trinken werde, und gewann die Wette; ich bereute dies dann sehr, aber es schadete ihm gar nichts. Ich besitze als Andenken an ihn noch einen seiner Hüte, ebenso einen des bekannten Fiakers „Schuster Franz“, der auch oft bei den Heurigen sang; beide Hüte sind antediluvianische Prachtexemplare von Schmalranftlern. Die Liebe zur Wiener Musik habe ich mir bis heute bewahrt und da es leider keine Volksänger mehr gibt, bei denen man sich um drei Gulden köstlich unterhalten konnte, gehe ich in jedem Jahr ein- oder zweimal in den Riedhof oder in die Chathambar, wo mir Landesberger oder Rakowianu meine Lieblingslieder vorspielen: Schrammelsche Melodien, Wienerische „Schmachtfetzen“, von denen ja viele wunderschön sind (z. B. „Das Glück is a Vogerl“) und Märsche („Unter dem Doppeladler“, „Brucker Lagermarsch“ etc.). In unserer Wohnung in der Krugerstraße ist auch das Fiakerlied entstanden. Lange hat mein Vater daran gearbeitet und immer wieder daran geändert und gebessert. Schließlich kam die Generalprobe in unserer Wohnung und mein Vater trug das Lied vor einem strengen Sachverständigenkollegium vor. Es waren erschienen: Die Fiaker Hirschmann¹⁾, Bratfisch, der Rohrer Schorsch²⁾, der „Baron Jean“; Rohrer brachte sich einen ganz unscheinbaren Mann mit, den er als seinen Friseur bezeichnete, es war der dann berühmte Brady; ferner waren anwesend: Girardi, Baron Mundy, Graf Rudolf Kinsky, Canon etc. Das Lied fand geteilte Aufnahme. Girardi prognostizierte ihm keine besondere Lebensdauer; als er dies sagte, kniete sich Mundy vor allen Leuten hin und betete ganz ernst und laut, daß Gott Girardi erleuchten möge, denn das Lied sei großartig. Am 24. Mai 1885 sang es Girardi zum erstenmal in einem Seiten-

¹⁾ Genannt: „Der Rote mit der Fliegn“.

²⁾ Einstmals als Fiaker und auch als Ringkämpfer berühmt; führte meinen Onkel Siegmund.

trakt der Rotunde, begleitet von dem Hausorchester des Baron Nathaniel Rothschild unter der Leitung des Kapellmeisters Rab. Es wurde in der Rotunde ein großes Wohltätigkeitsfest für die Rettungsgesellschaft abgehalten und dieses fiel zusammen mit dem hundertjährigen Bestehen von Fiakern in Wien. Die Sitze wurden zu immensen Preisen verkauft, zu 20 und 25 Gulden, der Erfolg war ganz kolossal! Mundy hatte Recht behalten. Im August 1908 veranstaltete das „Fremdenblatt“ eine Rundfrage nach dem schönsten Wienerlied und sechs Personen nannten hier das Fiakerlied: Bösendorfer, Arthur Gutmann, Stella Hohenfels, Karl Lindau, Viktoria Pohl-Meiser und Richard Waldemar. Die erste Niederschrift des Fiakerliedes, welche unser Freund Dr. Ronsburger für Papa angefertigt hatte, besitze ich noch. Der Tag der ersten Aufführung des Fiakerliedes ist mir auch dadurch in Erinnerung geblieben, daß ich mich an demselben von 10 Uhr vormittags bis halb 4 Uhr früh im Prater herumtrieb und dann auf einem Feuerwehrowagen nach Haus fuhr. Und hier will ich einfügen, daß dieses Lied und auch Rudolfs Bilder die beste Rekommandation für mich sind und wenn man mich fremden Personen erklären will, sagt man: „Das ist der Sohn des Fiakerlied-Pick und der Bruder des Malers Pick!“ Nicht schlecht paßt hiezu ein Witzwort eines lieben verstorbenen Freundes, der sagte: „Bei einem so musikalischen Vater ist es ja gar kein Wunder, daß ein Sohn Maler und einer Richter ist!“

Aus der Krugerstraße zogen wir in die Hegelgasse. Diese Wohnung hatte ich sehr lieb, ich habe in ihr viel geweint und viel gelacht und als wir nach sechsundzwanzig Jahren ausziehen mußten, wurde mir sehr weh zu Mute. Man kündigte uns, weil man eine billige Wohnung für einen Sektionschef brauchte — das Haus ist Eigentum des Pensionsfonds der Staatseisenbahnen — und da wurden wir langjährige Einwohner hinausgeworfen. Der Sektionschef starb bald und dann geschah es merkwürdigerweise zum zweitenmale, daß Gräfin Kinsky-Renard unsere Wohnungsnachfolgerin wurde, in die Krugerstraße war sie auch nach uns eingezogen. Nach langem Suchen fanden wir endlich eine höchst unpassende Wohnung, die kleiner, aber dafür viel teurer als die in der Hegelgasse ist. Vor dem Umzug graute

mir fürchterlich. Wie sollten das die Millionen Sachen aus- halten, die alle eine eigene Behandlung erforderten, die große Bibliothek meines Vaters, die zehntausend lieben Kleinigkeiten, die meine zwei Zimmer anfüllten? Was sollte aus den vielen Einrichtungsstücken werden, die es nur bei uns gibt und die man jahrzehntelang streicheln mußte, damit sie funktionieren, und die jetzt Gefahr liefen, von rohen Möbelpackern derb be- handelt und ihrer Existenzfähigkeit ganz beraubt zu werden!? Aber meine Angst war — Gott sei Dank — unbegründet. Alle haben wir sie wieder, die gemütlichen, unpraktischen Dinge, die mich zur Raserei bringen, die ich aber doch nicht missen möchte: die Lampe, die nur brennt, wenn sie auf der Klinge eines Federmessers steht (da gibt es kein Lächeln; ich kann es nicht erklären oder begründen, aber es ist einmal so); den Kasten, den man unbedingt erst zusperren muß, wenn man ihn öffnen will; die Uhr, die seit achtundzwanzig Jahren ausgerechnet nur um halb fünf Uhr früh schlägt; die Badewanne, die man seit Äonen nicht heizen kann; alles überstand den Transport ausgezeichnet. Welche Riesenleistung Frau Louise Förster hiebei vollbrachte, bei der ich in Bruck a. d. Leitha gewohnt hatte und die den Umzug durchführte, will ich an einigen Beispielen zeigen, welche für unsere Wirtschaft bezeichnend sind. Gelegent- lich des Umzuges fand man plötzlich zweiundsechzig Paar Stiefel, die niemandem abgegangen waren und gleichzeitig kam man darauf, daß wir schon seit vierzehn Jahren keine eigene Kaffeemühle besaßen, sondern eine solche vom Hausmeister ausgeliehen hatten. Von der Menge unserer Garderobestücke kann man sich vielleicht einen Begriff machen, wenn ich mit- teile, daß mein Vater sich in früheren Jahren, wenn er sich einen Kleiderstoff aussuchte, hievon nicht nur einen Anzug machen ließ, sondern auch einen Plaid und einen Überzieher; sowie daß der verstorbene Oskar Hofmann den Unterschied zwischen der Sonne und meinem Bruder darin fand, daß das Gold der ersteren im Osten aufgehe, das Rudolfs aber in Westen. Aber es ging, wie gesagt, infolge der glänzenden Organisation der Frau Förster ausgezeichnet. Ich wohnte während des Umzuges fünf Tage hindurch im „Matschakerhof“ und als ich in die

Frankenberggasse 11 einzog, fand ich in meinen zwei Zimmern jedes Stück auf seinem richtigen Platz.

Nur zwei Dinge nahmen wir in die neue Wohnung nicht mit. Erstens eine Windfahne, welche eine Cousine meines Vaters ihm auf das Dach hatte pflanzen lassen, damit er seiner Leidenschaft frönen könne, täglich die Windrichtung festzustellen (er notiert diese sowie die Tagestemperaturen seit vielen Jahren); und zweitens unsere herrliche, schöne Bibliothek. Für diese ist in der Frankenberggasse angeblich kein Platz, obwohl die Wohnung, wie bereits gesagt, teurer ist, und da galt es nun, für sie anderwärts zu sorgen. Nachdem man Nächte hindurch darüber gebrütet hatte, was man mit ihr machen solle, fand man endlich den kostspieligsten und unpraktischsten Ausweg. Es wurde für die Bibliothek eine separate Wohnung gemietet; eine veritable Wohnung, kein Magazin, sondern eine Parterrewohnung in der inneren Stadt, bestehend aus Vorzimmer und zwei großen Zimmern. Diese Wohnung kostet monatlich über neunzig Kronen, jährlich daher 1080 K und in den fünf Jahren, während welcher wir in der Frankenberggasse wohnen, schon 5400 K, um welchen Preis wir ja vielleicht doch eine größere Wohnung hätten mieten können. Dafür haben wir aber keine Bücher (ich habe allerdings meine eigene Bibliothek), dagegen aber auch keinen Schlüssel zu der „Wohnung“ der Bibliothek; und wenn wir ihn hätten, würden wir erst keine Bücher haben, denn die sind größtenteils in Kisten verpackt und zu diesen haben wir auch keine Schlüssel und es ist mir überhaupt erst nach viereinhalb Jahren gelungen zu eruieren, wo die Bücher eigentlich wohnen, es hat es vorher niemand gewußt!

Die Ursache dafür, daß wir so enorm viele Sachen haben, besteht teilweise darin, daß wir Sammlernaturen sind und speziell ich leiste hierin Einiges. Ich sammelte nie Briefmarken und Schmetterlinge; dagegen sammelte ich alle Theaterzettel von allen Vorstellungen, denen ich anwohnte (ich war früher ein enorm häufiger Burgtheaterbesucher; seit neun Jahren habe ich aber kein Theater mehr betreten und werde dies auch wahrscheinlich nie mehr tun, weil ich im Theater fürchterlich unter Hunger leide); ferner sammelte und sammle ich: Hufeisennägel,

Eisenbahnfahrkarten (ich habe für Evelina Schey als Weihnachtsgeschenk eine Kasette machen lassen, auf der ihr Monogramm aus Fahrkarten angefertigt war, mit denen ich nach Köveceses gefahren bin), Bücher, Messer, Stöcke, Hüte und alte Uhren (ich besitze eine Uhr mit hebräischen Ziffern, deren beide Zeiger sich von rechts nach links bewegen; Freitag abends bleibt sie stehen); endlich sammle ich alles, was slowakisch ist, und alle möglichen Gegenstände, die sich auf Volkskunde beziehen; schließlich — *sit venia verbo* — Einbruchswerkzeuge und Dinge von kriminalistischem Interesse. Wenn man noch berücksichtigt, daß mein Vater Operngläser sammelt, Antiquitäten, Petschafte, Wiener Photographien, Landkarten, Peitschen usw., dann wird man verstehen, was unser Umzug bedeutete, in einem Hause, das von keiner Frau geleitet wird und in dem kein Diener vorhanden ist! Daß wir keinen Diener haben, hat zwei Gründe. Erstens wäre es billiger, weil ich bei dem Mangel eines Dieners ununterbrochen Dienstmänner verwende, wovon ich noch sprechen werde; zweitens will mein Vater deshalb keinen Diener mehr nehmen, weil der letzte, den wir hatten, alles forttrug, was er erwischen konnte, sogar die Füße von einigen silbernen Tassen hat er abgeschraubt und verkauft! Jetzt haben wir drei weibliche Personen zur Bedienung; d. h. sie sagen, daß sie weiblich sind, und ich will es glauben, aber aussehen tun sie nicht so; sie haben alle den ersten Preis bei der Fußwaschung erstritten und sind unerschöpflich in ihren Variationen, mir Schaden zuzufügen. Eine dieser Frauensleute ist durch einen reinen Zufall dem Tod durch Erwürgen entronnen. Ich las einmal in der Nacht die amtlichen Schriftstücke und Dekrete, welche sich auf meine Tätigkeit bei Gericht beziehen; alle Amtszeugnisse und Ernennungsurkunden etc. Ich ließ diese Papiere schließlich auf dem Nachtkastel liegen. Am nächsten Morgen kam meine Bedienerin und heizte ruhig mit dem ganzen Aktenbündel (es waren vielleicht vierzig Dokumente) ein. So wütend wie damals war ich in meinem ganzen Leben nicht. Richtig! Einmal vorher war ich es doch schon. Als Rudolf sein Freiwilligenjahr machte, hatte ich mir einmal neue Hemden bestellt gehabt. Ich kam eines schönen Tages nach Hause und sehe ihn damit beschäftigt,

von den Hemden, die geliefert worden waren und die ich noch gar nicht gesehen hatte, die Krägen mit einer Schere abzuschneiden, so daß er sie zu seiner Uniform tragen konnte. Da lernt man resignieren!

Und trotz aller dieser Unfälle und Entgleisungen weht mir doch eine so anheimelnde Atmosphäre aus meinen beiden Zimmern entgegen, wenn ich sie nachmittags betrete. Am zufriedensten und in der behaglichsten Stimmung befinde ich mich, wenn ich bis in die Abendstunden am Schreibtisch sitzen kann, sei es, daß ich gerichtliche Akten zu erledigen habe, was man nirgends so gesammelt besorgen kann als innerhalb seiner vier Wände, sei es, daß ich meine sonstigen vielen Arbeiten besorge. Denn außer den schon erwähnten Sammlungen, die ja auch in Ordnung gehalten werden müssen, führe ich noch eine Menge von schriftlichen Aufzeichnungen, die eigentlich auch Sammlungen sind, und diese Aufzeichnungen durchzuführen, in ihnen hie und da herumzustöbern, sie zu sichten und wachsen zu sehen, ist meine größte Freude. Abgesehen von den zahlreichen, mit meinem Beruf zusammenhängenden Notizen, welche hier nicht besprochen werden sollen, beschäftigt mich noch gar vielerlei. Ich habe mir seit meiner Kindheit alle wichtigeren Schriftstücke, Zeitungsartikel, Briefe etc. aufgehoben und klebe dieselben sorgfältig in große Bücher ein; ich sammle seit vielen Jahren, nicht etwa erst während des Krieges, Extraausgaben; ich sammle hervorragendere Zeitungsartikel über den Kaiser; über wichtige Lokalereignisse; alle im Extrablatt erscheinenden Gedichte des Julius Bauer; Notizen über Slowaken, Wiener Lokalchronik; ich habe mir Jahre hindurch interessante Feuilletons von Speidel, Theodor Herzl, Hanslick etc. aufgehoben; ich bewahre alle mich interessierenden Briefe auf; ich führe zwar kein Tagebuch, aber ich besitze ein alphabetisch geordnetes Einschreibebuch, in dem fast jeder meiner besseren Bekannten, jeder meiner Lieblingsorte sein „Konto“ hat usw.; kurz, es gibt für mich zu Hause ewig zu tun, ich könnte ewig in dieser mich anregenden Weise mich beschäftigen und es wird mir jeder Tag zu kurz. Diese Art der Tätigkeit verdanke ich auch meinem Vater und ich segne ihn dafür, daß er mich dies lernen und schätzen ließ. Gegen 5 Uhr

werde ich täglich gestört, da bringt mir „mein Dienstmann“ die Jause; täglich flehe ich ihn an, sie nicht so spät zu bringen, weil ich Hungerkrämpfe bekomme, und nie hat er mich noch erhört. Hie und da kommen Damen zur Jause zu mir und der Höhepunkt dieser Festlichkeiten besteht darin, daß der Dienstmann serviert!

Dieser brave Mann verdient, daß ich ihm einen Abschnitt widme. Er heißt Siegfried Freund und ich bin 28 Jahre lang mit ihm in engstem geschäftlichen Verkehr. Unsere Bekanntschaft datiert aus der Zeit, in welcher wir in der Hegelgasse wohnten. Wir wohnten im dritten Stock und Freund, der auf der Gasse unter unseren Fenstern stand, hatte es bald erkannt, daß ich ohne Dienstmann nicht leben kann. Fast ununterbrochen schielte er zu meinen Fenstern hinauf, meines Rufes gewärtig. Mit der Zeit führte ich eine Zeichensprache ein für die sich öfter wiederholenden Gänge, um ihm den Weg in den dritten Stock zu ersparen. Ich erfand Zeichen für das Bringen der Jause, der Zeitung, des Holens des Friseurs etc. und er hatte dies bald erlernt. Da fragte ich ihn einmal im Juli, als es sehr heiß war und ich Eiskaffee haben wollte, wie ich ihm diesen Wunsch durch Zeichen ankündigen solle. Er zögerte keine Sekunde und machte die entsprechende Gebärde. Er ballte die Fäuste und schüttelte die angezogenen Arme als ob er vor Kälte zittern würde; dabei blieb es. Im Laufe der Zeit verwendete ich ihn immer mehr und mehr, er kannte schon die Adressen aller meiner Bekannten und Verwandten, ich hatte nur den Namen zu nennen; er besorgte mir Einkäufe, er begleitete mich bei Reisen auf den Bahnhof und holte mich ab; kurz, es kam so weit, daß ich ohne ihn nicht leben konnte und nicht kann. In die Zehntausende müssen die Kommissionen gehen, die er mir besorgte, in die Zehntausende die Kilometer, die er für mich marschierte; aber auch die Kronen, die er schon von mir erhielt. Und ich verwendete ihn nicht nur in Wien, sondern er mußte auch Reisen für mich machen. Freund schickte ich nach Wiener-Neustadt und Olmütz, als Rudolf in diesen Orten diente; er mußte einmal nach Trautmannsdorf Zigaretten und nach Kövecses Fleisch bringen; ich ließ ihn zu

mir nach Bruck a. d. Leitha und Reichenau kommen und vor einiger Zeit schickte ich ihn auf den Semmering, wo er Indianerkrapfen abzugeben hatte. Von dieser letzten Reise sind mir zwei Aussprüche Friends in Erinnerung geblieben. Als ich ihn fragte, wie ihm die Fahrt gefallen habe (er hatte den Semmering vorher nie gesehen), antwortete er: „Tot bin ich oben angekommen!“, womit er den drei Minuten in Anspruch nehmenden Weg von der Station Wolfsbergkogel in das Kurhaus meinte. Und als ich mich danach erkundigte, was die betreffende Dame gemacht habe, als er erschien, sagte er: „Sie hat gerade Domino gespielt mit Karten!“; er meinte, daß sie eine Patience legte. Alle Aufträge hat er stets pünktlichst besorgt, nur einmal hat er mich im Stich gelassen. Hier muß ich vorher ein Geständnis ablegen: Ich kann nämlich keinem weiblichen Wesen auf der Gasse nachgehen; erstens glaube ich immer, daß es alle Leute merken, und zweitens gehen sie mir zu langsam. Nun hat mich vor Jahren ein Mädchen sehr interessiert, welches ich täglich an einer bestimmten Stelle in der Alserstraße traf, wenn ich vom Landesgericht fortging. Um ihr nicht nachgehen zu müssen, bestellte ich Freund zu mir und ging mit ihm bis die Betreffende kam. Da zeigte ich sie ihm und schärfte ihm ein, sie eventuell bis nach Tibet zu verfolgen und mir zu berichten. Der Abend kam, jedoch Freund nicht; es mußte Entsetzliches geschehen sein. Am nächsten Tag erschien er, zermürbt, gebrochen, enttäuscht, entsetzt über meinen Geschmack und referierte: Der Gute war bis nach Korneuburg nachgefahren und hatte dort eruiert, daß die Betreffende eine Photographin im Alter von zweiundsechzig Jahren gewesen sei! Er war der Unrichtigen gefolgt, die Richtige habe ich aber merkwürdigerweise seit diesem Tage nie wieder gesehen. Als wir von der Hegel- in die Frankenberggasse zogen, kam ich in die ärgste Verlegenheit. Wie sollte der intime Verkehr vom Fenster auf die Gasse stattfinden, wenn wir räumlich so entfernt voneinander waren? Ich fand ein Mittel, das es zwar nicht ermöglichte, in immerwährendem Kontakt zu bleiben wie früher, aber doch die Trennung erleichterte. Freund hat sich schriftlich mit seinem Ehrenwort dazu verpflichtet, mich täglich zu besuchen, wo

immer ich auch wohnen werde, und er hält sein Versprechen. Er hängt an mir mit rührender Verehrung und kennt keinen größeren Stolz, als meinen Gerichtsverhandlungen zuhören zu können; ich lasse ihn nämlich oft zu Gericht kommen, um ihm eine Freude zu machen und wenn ich mir eine Post dorthin bestelle. Dann pflegt er zu meinem Vater zu gehen, ihm zu erzählen, wie er mich als Richter bewundert, wie er es nicht begreifen könne, daß ich die enorme Arbeit bewältige usw. und fügte er bei dieser Gelegenheit einmal voll Anerkennung für meine Leistungen hinzu: „Und einen Kopf hat er wie ein Wasserschaff!“ Freund ist auch vollkommen diskret und würde die harmlosesten Kommissionen nicht verraten. Einmal traf er meinen guten Freund Dr. Skrainka und es entwickelte sich zwischen ihnen folgender Dialog: Skrainka: „Machen Sie einen Gang für den Alfred?“ Freund: „Ja.“ Skrainka: „Wohin gehen Sie?“ Freund: „Ich geh' nur a Stückel da rüber!“ Skrainka mußte abziehen. Freund werde ich nie verlassen, so lange ich lebe; eine kleine Lebensrente habe ich ihm von Frau von Gutmann verschafft und für mich wird er ewig zu arbeiten haben; wenn ich mir schon keinen Gummiradler halten kann, soll es wenigstens ein Dienstmann mit Gummisohlen sein! Servus, Freund!

Die Sache mit den Dienstmännern scheint übrigens eine Krankheit zu sein wie eine andere. Denn ich beschäftige ja überaus oft auch andere Dienstmänner als Freund; ich habe da schon die nervenzerrüttendsten Kombinationen gemacht: ich schickte einen Dienstmann aus, um Freund zu rufen; ich bestelle mir manchmal zwei, auch drei Dienstmänner gleichzeitig, wenn die Agenden sich häufen; ich schreibe Freund Briefe, wenn ich verreist bin; und man erzählt sich, daß ich einmal, knapp vor dem Ausbruch der Krisis, eine pneumatische Karte schrieb, diese mit einem Dienstmann zu Freund schickte und ihm sagen ließ, er solle sich einen Einspanner nehmen, mit diesem irgendwohin fahren und dem Hausmeister des betreffenden Hauses einen Gulden geben, damit dieser den Brief im zweiten Stock abgebe! Folgende zwei Szenen, die ich mit Dienstmännern erlebte, hatten großen Lacherfolg. Einmal kam ich in das Café Impérial und entdeckte dort, daß ich meine Uhr zu Hause vergessen hatte;

flugs rief ich einen Dienstmann herbei und beauftragte ihn, mir irgendwo eine billige Uhr zu kaufen. So geschah es und ich verkaufte die Uhr dann mit Verlust von fünfzig Kreuzern an Paul Schulz! Ein andermal saß ich wieder vor dem Café Impérial am Trottoir, es war im Frühling, und es dauerte mir zu lange, ehe ich bedient wurde. Ich rief den alten Dienstmann Grünhut herbei (seither wurde er durch ein Automobil getötet) und beauftragte ihn, sich in das Innere des Lokales zu begeben und mir von dort mein Frühstück zu bringen; es geschah dies auch, und zwar unter dem unbeschreiblichen Jubel des Volkes. Und auf Dienstmänner stoße ich überall, wohin ich auch komme; in kleinen Orten, wie in Sterzing, Müzzzuschlag und Unterach usw. waren die ersten Personen, die ich am Bahnhof sah, Dienstmänner und ich fand immer Veranlassung, sie irgendwie zu beschäftigen, und ich bin in dieser Richtung geradezu erfinderisch veranlagt. Als ich die Universität besuchte, saß ich mit dem jetzigen Abgeordneten Dr. Josef Redlich im Arkadenkaffeehaus. Es war gerade bitter kalt und vor dem Lokale ging ein armer, ganz alter Dienstmann auf und ab, den die Kälte schüttelte. Ich fühlte Erbarmen mit ihm, rief ihn herein und um ihn nicht durch ein Geschenk zu beschämen, gab ich ihm den Auftrag, zu Dr. Redlich in die Skodagasse 8 zu gehen und ihn zu fragen, wann er in das Kaffeehaus kommen werde.

Und weil ich schon so viel über Kaffeehäuser gesprochen habe, will ich meinen Stammlokalen einige Zeilen widmen. Ich frühstücke seit ungefähr sechsundzwanzig Jahren im Café Impérial und bin mit Bezug auf diese Zeit der älteste Stammgast dortselbst. Schon beim Frühstück erscheint Freund und werden ihm hier die Dispositionen für den Tag gegeben. Über dieses Kaffeehaus ist sonst nichts zu berichten, als daß ich einmal dort beobachtete, wie Herr Karl Kraus, der Herausgeber der „Fackel“, mörderisch durchgeprügelt wurde. Andere Kaffeehäuser besuche ich nur ausnahmsweise. Das Mittagessen haben wir viele Jahre hindurch im Hotel „Erzherzog Carl“ eingenommen und zwar versammelten sich dort täglich mehrere Freunde und es ging überaus heiter zu. Seit beiläufig zwanzig Jahren speise ich im Hotel Meissl und Schadn, meistens ganz allein. Ich habe

zwei Dinge von hier zu berichten. Da ich allein bin, würge ich das Essen so rasch als möglich hinunter und gehe fort. Nun gab es dort einen glänzenden Kellner, der Gustav Mayer hieß und der eine Force darein setzte, mich sehr rasch zu bedienen. Und wenn ich bei ihm bestellte, ging dies so zu: „Also bringen Sie mir Leberknödelsuppe, Rindfleisch mit roten Rüben und Pflaumengateau — aber: kurzer Galopp! Marsch!“ Da konnten nun noch so hohe Herren herumsitzen, Gustav machte wirklich seinen kurzen Galopp durch den Saal! Es war herrlich! Leider starb der Brave und viele Personen leisteten sich den geschmackvollen Ausspruch: „Den haben Sie in den Tod galoppiert!“ Ein andermal um die Mittagszeit hörte man plötzlich eine Gräfin Szapáry aus Preßburg, die oft hier wohnte und speiste, laut schreien: „Sie Kellner, daß Sie mich nie mehr neben einen Juden setzen!“ Damit hatte sie aber nicht mich gemeint, sondern einen neben ihr sitzenden Herrn, dem sie eine Ungezogenheit zumutete, die er aber gar nicht begangen hatte. Dieser Auftritt war furchtbar peinlich und wurde es dadurch nicht weniger, daß die Gräfin mit ihrer Tochter das Lokal sofort verlassen mußte und nie mehr zurückkehrte. Das Hotel Meissl und Schadn ruft in mir die Erinnerung an einen alten, leider auch schon verstorbenen Freund wach, mit dem ich dort oft speiste, an Dr. Adolf Ofenheim. Ein Mittagmahl in seiner Gesellschaft war für mich eine Wiederholung der Richteramtprüfung; denn er pflegte meistens die Fälle vorzutragen, die ihn gerade beschäftigten, und hiebei scharf formulierte, schwere Fragen an mich zu richten und weh' mir, wenn ich gar keine oder eine solche Antwort gab, die ihm nicht paßte! Wenn er mit seinem strengen Gesicht neben mir saß, das Eßmesser gegen mich gezückt, brennend vor Ekstase, dann faßte mich oft eine höllische Angst. Er war wahrlich durchglüht von der Leidenschaft des Kampfes um das Recht, nur ging er hierin entschieden zu weit. Einmal hatte er eine Verhandlung bei mir, in der es sich um Ehrenbeleidigung handelte. Ofenheim beantragte die Vernehmung der Gräfin X. als Zeugin und ich vertagte in Stattgebung dieses Antrages die Verhandlung. Ich mußte aber diesen Vorgang wiederholen, denn die Gräfin erschien nicht vor Gericht. Am Vorabend der dritten

Verhandlung saß ich ahnungslos zu Hause an meinem Schreibtisch, als plötzlich ein Polizeikommissär eintrat und Folgendes vorbrachte: Ofenheim habe dem Kommissariat telephonierte, man möge die Gräfin verhaften und zur morgigen Verhandlung vorführen, da sie nach Graz zu reisen beabsichtige; die Polizei tue dies jedoch nicht ohne gerichtlichen Auftrag und ich solle nun entscheiden, ob dem Antrage Ofenheims auf Verhaftung stattzugeben sei. Ich mußte in meiner Wohnung ein Protokoll aufnehmen und verhinderte natürlich die Verhaftung. Am nächsten Tage mußte ich bei der Verhandlung selbstverständlich diesen Vorfall zur Kenntnis der Parteien bringen. Ofenheim war wütend darüber, daß er nicht Erfolg hatte, und machte eine fulminante Eingabe an das Justizministerium, in der er sich über mich beschwerte. Erfolg: er bekam glänzend Unrecht. Und so handelte er gegen mich, seinen Freund, dem er, wie ich genau weiß, sehr zugetan war! Aber ich hatte ihn doch sehr gern und ich kann ihm den ausgezeichneten Witz nicht vergessen, den er einmal machte, als er eine Ehrenbeleidigungsklage gegen den damaligen Bürgermeister Neumayer und zwar in eigener Sache durchführte. Als er seinen Schlußantrag stellte, zählte er die Erschwerungs- und Milderungsgründe auf, nach welchen die Strafe zu bemessen sein werde, und da führte er u. a. als mildernd an „den schwächeren Verstand“ des Bürgermeisters, was allerdings ein gesetzlicher Milderungsgrund ist! *Requiescat in pace!*

Andere Lokale als das Café Impérial und Hotel Meissl und Schadn besuche ich seit einer Reihe von Jahren nicht. In jüngeren Jahren verkehrten wir viel in dem jetzt nicht mehr existierenden Restaurant Streitberger in der Köllnerhofgasse; es war ein gemütliches, gutes Gasthaus. Dort befand sich ein Zahlkellner, der aussah und auch sprach wie ein schlecht deutsch redender Engländer, tatsächlich stammte er aus Mistelbach. In der Weinlaune trug ich diesem Mann — es ist der einzige Fall — das Du an und wurde dasselbe nie wieder los. Noch vor wenigen Jahren, wenn ich am Hotel Klomser in der Herren-gasse vorbei ging, wo der Gute später Portier war, rief er mir über die Gasse laut zu: „Grüß Dich Gott! Wie geht es Dir?“; worauf ich immer antwortete: „Ich danke Ihnen vielmals!“

Und weil ich eigentlich schon die Grenzen des Hauses und damit dieses Kapitels überschritten habe, will ich hier noch ein Gebiet streifen, das eine so winzige Rolle in meinem Dasein spielt: das Reisen. Ich habe hierüber im Juli 1913 einen Artikel ins Tagblatt geschrieben unter dem Titel: „Der Mann, der nicht reisen kann“, will daher auf diesen verweisen und hier nur dahin resumieren, daß ich mit den Reiseideen seit zirka zwanzig Jahren abgeschlossen habe. Ich kann nicht reisen, weil ich immer mit sechzehn Kolli fahre und hievon wenigstens acht verliere und weil ich überhaupt bei den kleinsten Ausflügen mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen habe. Von Osten nach Süden, Westen und Norden bilden Neuhäusel, Leoben, Wels und Göding so ziemlich die Kulminationspunkte meiner Expeditionen und in Ewigkeit werde ich nur mehr nach Kövecses und Reichenau fahren. Felsenfest hat sich dieser Entschluß in mir entwickelt, als ich mir vor drei Jahren zum erstenmal in meinem Leben einen Koffer kaufte. Er war herrlich schön, kostete 185 Kronen und gehörte zu den Dingen, über welche die Verkäufer sagen: „Der ist für's ganze Leben!“ Ich besaß ihn keine sechs Wochen lang und dies kam so. Der Koffer war allerdings in enormen Dimensionen gehalten und es machte schon Mühe, ihn in unsere Wohnung in den dritten Stock zu schaffen; aber es gelang. Der Transport zur Südbahn war noch viel mühsamer, weil der vollgepackte Koffer zirka sechs Meterzentner wog. Es mußten ihn deshalb drei Dienstmänner zur Bahn schleppen, was zehn Kronen kostete. In Reichenau angekommen, mußte ich einen Lastwagen requirieren, der nach zwei Tagen den Koffer in den Thalhof brachte. Von hier ging es nach einiger Zeit unter unsäglichen Schwierigkeiten nach Kövecses. Natürlich konnte er hier auch nicht auf dem gewöhnlichen Wagen transportiert werden und es mußte eigens in der Nacht ein Wagen zur Bahn rasen, um den Koffer zu holen. Als er endlich ankam, konnte man ihn wegen seiner Größe nicht durch die Haustüre schaffen; er mußte in einem Magazin untergebracht und meine Sachen dort ausgepackt und herübergetragen werden, wodurch vier Tagelöhner der Feldarbeit entzogen worden sind. Und Paul bekam seinen berühmten roten Kopf und

verbat mir, den Koffer jemals wieder mitzubringen. Ich sah ein, daß ich schwächer sei, als Paul + Koffer' und, in Wien wieder angelangt, verschenkte ich ihn sofort und will ihn nie wieder sehen, weil er mir die Reiseunfähigkeit so kraß vor die Augen führt.

Aber ich will wieder zurückkehren unter den milden Himmelsstrich der Frankenberggasse und noch meinem Friseur Mang einige Zeilen widmen. Der Mann ist mir treu und ehrlich ergeben und verehrt mich derartig, daß er mir nach jedem Rasieren die Wangen streichelt! Er hat mich in den unglaublichsten Situationen behandelt. So rasiert er mich Sonntags sehr oft, während ich im Bett liege, oft sogar schlafe; er hängt dann an meinem Bett wie ein Schwalbennest und wurde in dieser Stellung einmal von Dr. Drawe photographiert. Weiters hat er mir vor Jahren, als ich in großer Eile war, in einem Einspanner während der Fahrt die Haare geschnitten, wovon er heute noch mit Stolz erzählt. Der Mann ist rührend und komisch zugleich in seiner Redeweise. Einige Proben: Als ich ihm eine neue Zigarrentasche zeigte, brachte er in seiner Verzückerung nur die Worte hervor: „Wirklich täuschend!“ Und als ich ihn einmal fragte, ob der Herr X. ein lieber Mensch sei, antwortete er: „Aber! Herr von Pick verhalten sich zu dem wie tausendundeine Nacht!“ Wahnsinnig vor Freude wird der gute Mang, wenn ich ihm manchmal von der Jagd einen Hasen mitbringe; nur hat sein Sohn einmal deshalb geweint, weil der Hase auf den Läufen nicht stehen blieb. Als Weihnachtsgeschenk wünschte sich seine Tochter einmal ein „Zweierheft“ und einen Bleistift, der Sohn Spagat. Sein Sonntagsvergnügen besteht meistens darin, daß er seine Kinder in solche Gassen führt, in denen sie recht viele Plakate sehen können. Mang wird vom Kopf bis zum Fuß von mir angezogen und trägt meine Sachen länger, als ich dies getan habe.

Dem Schreibtisch, auf welchem ich dies niederschreibe, sei noch ein Wort geweiht. Viel habe ich an ihm erlebt, nachgedacht, geschrieben, gelernt, vergessen und gelitten! Er ist uralte, war früher rot und ist jetzt braun überzogen, hat elf Laden, die vollgepfropft sind mit Erinnerungen, und ist bedeckt

mit vielen, vielen Dingen des täglichen Gebrauches und solchen, die ich nie brauche, aber vor mir haben will. Zu den letzteren gehört ein Glaspokal, den mir mein Vater nach meiner Maturitätsprüfung schenkte und in den er folgende Verse eingravieren ließ:

„Pflög' den Homer,
Üb' das Gewehr,
Ernähr' Dich in Ehr',
Geh' bescheiden einher,
Dann bist Du auch wer.“

In dem Pokal ist ein Stück Edelweiß verwahrt und ein Tannenreis. Ferner sehe ich vor mir zwei kleine Zündhölzelschachteln, ganz gewöhnliche, ordinäre Schachteln, die mit slowakischen Stoffen überzogen sind; die hat mir Eva gemacht. Und so lebe ich in Reichenau und Köveceses gleichzeitig, diesen beiden geliebten Orten. Und wenn ich weitere Umschau in meinen Zimmern halte, erblicke ich manches liebe, gute, mir ans Herz gewachsene Stück. Vorwiegend finde ich überall Erinnerungen an diese eben genannten Orte, dann an die Jagd und an die Berge; dann aber auch viel anderes, was mir unendlich lieb ist. In bunter Reihe will ich einiges herausgreifen. Da sehe ich ein Bild, gezeichnet von einem Punkte aus, der Reichenau und Payerbach gleichzeitig sehen läßt; eine Tafel vom Juni 1877, die „Avis“ genannt ist, und welche die Badeordnung des Thalhofes enthält; u. a. wird darin gesagt: „Ein Handtuch mehr kostet fünf Kreuzer“; eine Schnitzerei, arbeitende Holzknechte darstellend, die ich einmal in der Reichenauer Gegend fand; ein großes Stück Tannenrinde, welches ein Schwarzspecht, während ich ihn beobachtete, aus dem Stamm heraushackte; einen Bergstock, den Graf Wilczek bei seiner Nordpolfahrt mit sich hatte; Teller aus Apaj, einem Dorfe bei Diószeg, bunt bemalt in urwüchsigster Art; als ich die Besitzerin fragte, was sie kosten, sagte sie, sie verlange per Stück zehn Kreuzer und als ich ihr für drei Stück eine Krone gab, starrte sie mich an, verwirrt vom Glück. Dann finde ich einen Stock mit einem oben eingengelenten Dreigroschenstück, den ich einem Treiber in Köpösd¹⁾ um vierzig Kreuzer abkaufte; einen wenigstens hundert Jahre alten

¹⁾ Bei Köveceses.

und drei Kilogramm schweren Regenschirm — den einzigen, den ich besitze —, welchen ich einem gewissen Scheckel in Hirschwang¹⁾ abkaufte, demselben Scheckel, der an freien Tagen (er ist gewöhnlicher Arbeiter) immer auf die Berge geht und sich einen zusammenlegbaren Ofen konstruiert hat, den er immer mit sich trägt, weil er im Freien übernachtet; einen herrlich geschnitzten Stock, den mir ein Bauer in Schwarzau²⁾ angefertigt hat; eine alte Uhr aus Aflenz; Pölster mit slowakischen Stoffen überzogen; slowakische Bänder und Uhrketten. Ich sehe weiters meine geliebten Bücher, deren jedes einzelne mir wertvoll ist; das Bild meines Vaters, das am 10. Dezember 1892 zur Feier seines sechzigsten Geburtstages im „Extrablatt“ erschienen ist; eine hölzerne Leiste, mit Löchern und einem Tragband versehen, wie sie bei den Köveceser Rebhühnerjagden zum Tragen des Wildes verwendet werden; eine Flasche, auf deren Vignette mir Eva am 29. September 1912 ein paar herzige Worte geschrieben hat; eine rot-weiß-grüne Trompete vom Jahrmarkt in Sopornya³⁾; Steigeisen; einen Rucksack, den ich im Leben nicht getragen habe, da ich nur mit einem Führer und einem Fünfer auf die Berge steige und der Führer auch Träger sein muß; eine Zeichnung von Rudolf mit ausgezeichneten Treibertypen usw. Und ober meinem Schreibtisch sind zwei Bretter befestigt, die angefüllt sind mit den Photographien lieber Menschen. Emmy ist viermal vertreten; Albrecht sieht auf mich herab; Franz Bubna, die schöne Edith⁴⁾, Hetty, Julia⁵⁾, Evelina, Papa, Paul, Graf Wilczek. Und wenn ich erst einmal herumstöbere in den Laden meines Schreibtisches, in meinen Schachteln und Kästen, welche immensen Schätze entdecke ich da! Berge von Briefen sind da eingelagert, Aufzeichnungen, Notizen, Verzeichnisse, Einschreibebücher, Schriftstücke jeder Art, die wichtig sind oder es einmal werden können usw. Die Zahl der Bücher, welche ich führe, ist ganz kolossal und ich weiß selbst nicht, woher ich

¹⁾ Bei Reichenau.

²⁾ Bei Gutenstein.

³⁾ Bei Köveces.

⁴⁾ Ehemals Gouvernante bei den Kindern meiner Tante Julie.

⁵⁾ Keil.

die Zeit nehme, um dies alles in Ordnung zu halten. Aber dazu habe ich die Energie und ich halte sogar musterhafte Ordnung. Ich finde jedes Stück sofort, ein Griff genügt. Vor einiger Zeit besuchte mich Frau Lorle Tressler und erinnerte mich daran, daß ich mir einmal von einer Alm ein Holzinstrument mitgenommen hatte, mit welchem dort der Rahm von der Milch abgeschöpft wurde; sie wünschte es zu sehen — eine Bewegung und sie hatte es! Und so wollte ich eben in dem Augenblick, in welchem ich dies niederschreibe, das Konzept einer Rede hervorholen, die ich vor 21 Jahren gehalten habe, und es liegt auch schon vor mir. Damals hatten wir uns zu einer Tischgesellschaft vereinigt, welche der „Grüne Klub“ hieß, und da ich ein nicht schlechter Tischredner war, mußte ich bei irgend einer Gelegenheit eine Rede halten. Dieselbe lautete in den wichtigsten Stellen folgendermaßen, wobei ich vorausschicken will, daß gar keine Verneinung in diesem Toast enthalten war: „Meine Herren! Als ich mich heute Nacht ruhig im Bette wälzte, ist es mir im Traum eingefallen, heute eine Rede zu halten. Ich will länger zögern, dies zu tun, weil ich bekanntlich ziemlich verfroren bin. Sie werden aber doch schon gemerkt haben, daß mir manches näher liegt, als zu schweigen. Sie haben die Wahl zwischen Hören und Fühlen. Wer hören will, muß auch fühlen und da Sie ahnen, was ich alles annehme, nehme ich verzagt und erschrocken an, daß Sie lieber hören wollen. Ich lasse mich spotten, will in meinem beugsamen Entschluß beharren und in widerleglicher Weise mit meinen Ausführungen beginnen. — Ich finde Worte, um meiner säglichen Freude darüber Ausdruck zu geben, daß wir uns wieder zusammengefunden haben. Zu meinem Freudwesen bemerke ich, daß sie alle päßlich sind. Ich kann zwar umhin zu gestehen, daß man manchem von Ihnen böse sein könnte, weil er ein Sterbenswörtchen von sich hören ließ; doch ich will ermangeln, den betreffenden Vorwürfe zu machen und will in wirschen Worten meine Befriedigung wiederholen. Vor gefähr einem Jahr und zwei Monaten waren wir zum letztenmal — es war ein Nachtmahl — hier versammelt. Dieser Abend wird mir ewig vergeblich bleiben. Es war damals so voll, daß eine Stecknadel zur Erde hätte fallen können, ein

Lüftchen rührte sich, ein Auge blieb trocken. Ich hatte mir zwar damals ein Blatt vor den Mund genommen, aber aus demselben eine Rede abgelesen und habe Ihnen in flätigen und gezogenen Worten widerleglich bewiesen, daß der „Grüne Klub“ eine ermeßlich große Zukunft vor sich habe; ich habe Ihnen ein X für ein U vorgemacht. Nur Helligkeiten und Verständnisse gab es an diesem Abend, man vernahm nur liebige Töne und jeder wollte auf mich etwas kommen lassen. Ich werde verfehlen, Ihnen zu sagen, wie sich seither die Verhältnisse geändert haben. Unsere Bande wurden zertrennlich und löslich . . . Einer trieb Fug und es blieben nur wenige übrig, welche entwegt die alten Pfade wandeln, d. h. mit denen ich unterbrochen und ausgesetzt beisammen bin. Ich muß Ihnen aber unwunden gestehen, daß ich mich bändig freuen würde, wenn wir wieder alle beisammen wären, unseren schuldigen Vergnügungen nachgehen könnten, wobei wir uns ja immer ganz gebärdig und geschlacht benommen haben . . . Dies ist mein aufrichtiger Wunsch und sogar mein Freund M., der gerne streitet und bis drei zählen kann, würde es sich zweimal sagen lassen, mir hierin zu widersprechen und würde meiner maßgeblichen Ansicht nach mir hierin bedingt recht geben. — Ich werde einen Moment Bedenken tragen zu schließen, da ich Sie vorher noch bitten möchte, diese scheinbare Rede, diese verfälschten deutschen Worte als ein Stück freiwilliger Komik zu behandeln, sie in den Rat zu werfen und über mich mutig zu sein. Nehmen Sie mir die zulängliche Form übel und nehmen Sie den Ausdruck meiner wandelbaren Ergebenheit entgegen!“

Ich habe in früheren Jahren öfters die Gelegenheit gehabt, als Tischredner aufzutreten und fand manchmal Beifall. Tascha spricht heute noch von der Rede, welche ich vor Georges' Hochzeit bei einem Diner gehalten habe, das er seinen Freunden gab; ich besitze auch diese noch, aber sie ist zu lang, um hier reproduziert zu werden. Das Konzept aller Reden ging mir leicht aus der Feder, aber ich gestehe, daß ich stundenlang sie wörtlich auswendig lernen mußte und immer mit großer Befangenheit auftrat. Außer diesen Reden habe ich noch mehrere juristische Arbeiten zu Papier gebracht, aber nie veröffentlicht; weiters

habe ich eine humoristische Mathematik, Chemie und Geographie niedergeschrieben.

Man wird zugeben, daß ich das Leben nicht trocken nehme, daß ich ihm alles abzugewinnen verstehe, was es sich abringen läßt, und daß die Behauptung, welche ich schon im Vorworte aufstellte, ich könne mich nie langweilen, berechtigt ist, wenn man sich in dem Wust der Erzählungen und Eindrücke dieses Kapitels zurechtfinden will! Ich bin am glücklichsten — oder sagen wir fast am glücklichsten — in meinen Zimmern, an meinem Schreibtisch, bei meinen Schreibereien und Andenken.

Ich bitte um Entschuldigung für die Ausdehnung dieses Abschnittes; aber ich konnte nicht anders, es machte mir eine zu große Freude, über alle diese lieben Dinge mich aussprechen zu dürfen, und ich hoffe, daß meine Gönner, denen diese Schrift geweiht sein soll, mich nicht auslachen, sondern recht oft und bald zu mir kommen werden, um sich alles hier Beschriebene anzusehen.





VIII. Geschäfte.

Die Behutsamkeit, sagt Cromwell, ist eine Bürgermeistertugend.

Kant, Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.

Difficile est, satiram scribere¹⁾ — aber es wird doch gehen, es geht eben im Leben nicht alles leicht. Ich will es gleich kühn heraussagen, daß ich die größte Wurze bin, die man sich vorstellen kann, und zwar gut bürgerlich wohlhabend bin, aber nie wirklich reich sein werde. Es gibt aber nichts Schöneres, als sich ordentlich wurzen zu lassen, man muß es aber auf die Dauer nur aushalten können.

Ein Beispiel wird sofort beweisen, daß mir nicht zu helfen ist. Vor vielen Jahren besuchte ich einmal einen Freund in Ungarn. Abends spielten wir Ecarté und ich hatte solches Glück, daß ich in kurzer Zeit 1900 Gulden gewonnen hatte. Ich hörte mit 40 Gulden Verlust auf. Ich hätte zwar die 1900 Gulden nie bekommen, aber ich hätte doch wenigstens mit einem kleinen Gewinn aufstehen können. Aber nein! Ich ruhte nicht eher, bis nicht der ganze Gewinn und noch 40 Gulden zum Teufel gegangen waren! Das Kartenspiel treibt es überhaupt furchtbar mit mir. Ich habe im Residenzklub neun Jahre lang Tarock gespielt und war immer passiv. Nach neun Jahren hatte ich einmal 36. Als da jemand sagte: „Heute geht's!“ gab ich dieses Spiel auf und habe seither (es war im Jahre 1909) nie wieder Tarock gespielt. Seit sechs Jahren spiele ich Bridge,

¹⁾ Horaz sagt: Difficile est, satiram non scribere, es ist schwer, keine Satire zu schreiben.

verliere auch immer, bin der schlechteste Spieler im Klub, habe aber dort den Beinamen „Gottfried von Bouillon“ bekommen, weil ich im Kartenspiel nicht foppen kann.

Dieses Beispiel ist typisch und ich bin in der Lage, jedem der bisherigen Kapitel einen oder mehrere ähnliche Fälle anzureihen.

Schon in meiner Jugend fing es an. Wir hatten einen alten Vetter namens Anton Schey, der ein mehrfacher Millionär war und mich sehr gern hatte, weil ich ein fleißiger Student war. Öfters versprach er, daß er mir 100.000 Gulden vermachen werde. Nun kam das Jahr, in welchem mein Bruder als Einjähriger beim zweiten Dragonerregiment diente. Ich hatte ihn noch nie zu Pferd gesehen und einmal wurde festgesetzt, daß ich zeitlich morgens im Prater erscheinen solle, wo Rudolf eine militärische Übung mitmachte. Ich fahre nie im Fiaker, insbesondere nie in den Prater, aber das einmal bestellte ich mir doch einen und zwar für sechs Uhr früh, nahm meinen Vorsteherhund Dágo mit (ein Geschenk des früher erwähnten Herrn von Kuzma) und erschien gegen halb sieben Uhr früh im Prater. Wen treffe ich da, schlicht zu Fuß gehend? Den biederen Anton Schey. Ein Entrinnen war unmöglich und ich dachte auch gar nicht daran, mich zu verstecken, da ich ja die Konsequenzen nicht ahnen konnte. Nach einiger Zeit verlautete in der Familie, daß der gute Mann sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Wenn es dem Alfred so gut geht, daß er mit seinem Hund im Fiaker spazierenfahren kann, dann braucht er ja von mir nicht so viel!“ Und hurtig vermachte er mir statt 100.000 nur achttausend Gulden. Mich hat also diese einzige Praterfahrt meines Lebens 92.000 Gulden gekostet — und da klagen die Leute über die hohen Taxen!

Reichenau und Köveceses gingen noch am glimpflichsten mit mir um. Von ersterem Orte ist hier nur zu erwähnen, daß ich mir einmal ein großes Tintenfaß anschaffte, um es dort zu benützen. Als ich damals wieder fortfuhr, schenkte ich es dem dortigen Zahlkellner. Bei späteren Besuchen brauchte ich es aber dringend und da wurde vereinbart, daß er es mir in jeder Saison leihen solle, wofür ich ihm eine Vergütung von je 20 K zu

zahlen habe. Dieses Tintenfaß kostet mich daher schon beiläufig 3250 K. — In Köveces hat sich folgende Szene abgespielt: Es waren wieder an einem prachtvollen lauen Sommerabend die Zigeuner gekommen und hatten herrlich gegeistert. Sándor, der Primgeiger, erhielt von mir 20 K und außerdem fiel es mir ein, die Hüte zu tauschen. Ich gab ihm meinen netten, reinlichen Hut von Habig und nahm mir den seinigen, der aussah, wie eine von Fett triefende schwarze Nußschale. Nach einigen Tagen erschien diese Mimose wieder und verlangte von mir noch 7 K; mein Hut sei ihm zu klein gewesen und er habe sich in Tyrnau um 7 K einen neuen Hut kaufen müssen! Ich gab ihm zehn und kam dabei noch immer billiger fort als mein Vater, der in ähnlicher Situation Folgendes tat: Er sagte einem Zigeuner, wenn er schön spiele, werde er einen Kreuzer bekommen. Der Zigeuner verstand und spielte herzerreißend; hierauf gab ihm mein Vater einen Kreuzer, eingewickelt in eine Hundertguldennote.

Auch in Bruck verfolgte es mich. Die Rolle des Reichenauer Tintenfassers hatte hier eine Nadel übernommen, die ich mir immer auslieh, wenn ich nach Wien fuhr, wofür ich jedesmal zwei Gulden bezahlte. Außerdem erinnere ich mich an einen guten Witz einer dortigen Kellnerin im sogenannten ungarischen Kaffeehaus. Ich hatte nur eine Schale schwarzen Kaffee getrunken und als ich mit einer Fünfguldennote bezahlen wollte, sagte die Kellnerin: „Schon gut“, wie es der Gast zu sagen pflegt, wenn er beispielsweise vierzig Kreuzer hinlegt. Ich war aber über diesen Scherz natürlich so entzückt, daß ich auf ihn einging.

Im Hotel Meissl vergaß ich einmal eine Zigarre zu bezahlen, die 20 h kostete. Ich habe nun durch eine Reihe von Jahren beobachtet, daß mir der Zahlkellner an jedem dritten Tag diese Zigarre aufrechnete, so daß sie mich nahe an 370 K kostete.

Enorm sind die Verdienste, welche ich als Richter erziele. Vor allem ist festzustellen, daß ich fast 25 Jahre diene und es nicht erreichen kann, am Ersten eines Monats 500 K ausbezahlt zu bekommen; derzeit schwankt mein Monatsgehalt zwischen 495 und 497 K. Weiters muß ich hier eines der traurigsten

Ereignisse meines Lebens gedenken. Ich hatte einen Kollegen namens Helfer, der demselben Gericht zugeteilt war wie ich. Er war ein fähiger, gescheidter Mensch, der mir aber nicht sonderlich sympathisch war und äußerlich dadurch hervorstach, daß ihm der linke Arm fehlte. Trotz des Mangels an Sympathie hielt ich ihn keineswegs für einen Verbrecher; er war jedoch ein schwerer Verbrecher. Er machte enorme Schulden, kam in die gefährlichsten Situationen und bat mich, für ihn zu bürgen. Ich tat dies, will aber die Details hier nicht erzählen, sondern nur das Resultat feststellen. Helfer brachte es durch Betrug dahin, daß ich für ganz kolossal bedeutendere Summen die Bürgschaft übernahm, als es mir bewußt wurde, wozu allerdings auch meine Leichtgläubigkeit, Sorglosigkeit, Dummheit und die Unmöglichkeit beigetragen haben, den Gedanken zu fassen, daß ein Richter den anderen betrügen könne. Eines schönen Tages war Helfer nach Amerika durchgegangen. Vorher schrieb er mir einen Brief, in dem er mir sagte, daß er nach Ungarn zu Verwandten fahre und mir bekanntgab, daß ich für einige tausend Kronen werde aufkommen müssen. An demselben Abend fuhr er jedoch nach Hamburg, statt einiger tausend Kronen waren es sehr viele, die Gläubiger meldeten sich scharenweise und ich hatte das Geld zu beschaffen. Dies mußte innerhalb weniger Tage geschehen, wenn eine Katastrophe vermieden werden sollte; ich schwankte einige Zeit lang zwischen den schauderhaftesten Möglichkeiten, aber meine Familie ließ mich nicht untergehen; ihr und insbesondere meinen guten Tanten danke ich hierfür aus vollstem Herzen. Diese Zeit ist aber nicht spurlos an mir vorübergegangen. Dies ist begreiflich, das Gegenteil wäre verächtlich, und wenn ich mich daran erinnere, welche haarsträubenden Situationen ich damals mitmachte, wie ich wochenlang zitterte und bebte, wie ich heute nicht wußte, ob ich morgen nicht werde vernichtet sein und vom Schauplatz werde verschwinden müssen, dann wird man es mir glauben, daß diese Zeit den Grund zu einer Nervosität gelegt hat, von der ich wohl nie mehr ganz werde befreit werden. Zwei tragikomische Momente hat aber auch diese Epoche gezeitigt. Knapp vor Helfers „Abreise“, als der Zusammenbruch zwar noch nicht offiziell war, aber mir nicht

mehr verborgen bleiben konnte, besuchte ich ihn einmal, um einige Dinge zu besprechen. Trotzdem ich die Zukunft kommen sah, wollte ich dem Mann, der ja tief unglücklich sein mußte, absolut nicht weh tun und beschränkte ich mich deshalb darauf, mit ihm in aller Ruhe und ohne ihm ein hartes Wort zu sagen, das Notwendige zu diskutieren. Der Mann, der viel bessere Nerven hatte als ich, regte sich auch bei dieser Unterredung gar nicht auf und ging bald fort, mich allein bei seiner Frau zurücklassend. Da sagte sie zu mir: „Ich habe es nicht gern, wenn Sie mit meinem Mann über Geldsachen sprechen, Sie regen ihn nur auf!“ Sie war übrigens seine Hehlerin und noch ärger als das, denn sie hat es zustande gebracht, durchzugehen und ihr einziges Kind allein bei einem Dienstboten zurückzulassen. Und was ich noch hier anführen will, ist, daß mir Helfer acht Monate nach seinem Durchgehen schrieb, ich solle ihm 500 K schicken, worauf ich allerdings keine Antwort gab. Dieser Ex-Kollege war, wie gesagt, ein gefährlicher Betrüger; er hat viele andere schaudervolle Delikte verübt, außer mir auch andere Kollegen betrogen, Wechsel und Notariatsakte gefälscht, Geld von Parteien verlangt u. s. w. Und doch hat auch dieses Ereignis Gutes gezeitigt, denn seither habe ich mir zugeschworen, für niemand mehr zu bürgen; ich habe dies durchgeführt, obwohl ich wiederholt hierum ersucht wurde; von den Betreffenden hat sich der eine umgebracht, der andere wurde eingesperrt etc. und ich wäre immer wieder in die eben beschriebenen Situationen gekommen, aus denen es aber kaum mehr eine Rettung gegeben hätte.

Andere „gute Geschäfte“, die ich bei Gericht machte, sind wohl viel harmloserer Natur. Ich will drei von ihnen anführen, die zufällig alle mit derselben Person zusammenhängen, einem gewissen S., der jahrelang meinen Verhandlungen zuhörte, offenbar um zu lernen; hiebei muß ich erwähnen, daß sich diese ständigen Zuhörer selbst Kiebitze nennen. Als ich vor einigen Jahren meine Wohnung betrat, sah ich auf meinem Tisch ein mächtiges Blumenarrangement, geschmückt mit roten Seidenbändern, welche in goldenen Lettern folgende Inschrift trugen: „Zur Erinnerung an mein zehnjähriges Kiebitzjubiläum und an Ihren treuen

Kiebitz S.“ Da ich nach der mir amtlich bekannt gewordenen Vergangenheit des S. begründeten Zweifel daran haben mußte, daß er diese Blumen auf reelle Weise erworben habe, sah ich mich dazu veranlaßt, ihm 15 K für das „Geschenk“ zu übergeben. — Dann: Mein Vater beschäftigt einen Mann, der ihm Schreibarbeiten besorgt, Gänge macht u. s. w. Dieser brave Mann fühlte einmal das Bedürfnis, mir zu Weihnachten eine Brieftasche zu schenken. Sie langweilte mich aber bodenlos und ich beschloß deshalb, sie dem ersten besten Menschen zu schenken, dem ich begegnen werde — es war S. Am folgenden Tage kam er und berichtete mir, daß er in der Brieftasche sechs Versatzscheine gefunden habe. Man stelle sich nur meine peinliche Situation vor, dem armen Schenker dies mitzuteilen; nebenbei mußte ich aber dem S. 15 K Finderlohn zahlen; das sind meine Geschäfte! Auch den Krieg nützte S. sofort aus; er erzählte mir, daß er einrücken müsse, ich schenkte ihm in gerührter Stimmung Geld und — S. blieb in Wien. — Ein anderes Bild! Papa, Graf Wilczek und ich machten einmal vor vielen Jahren einen Ausflug. Ich weiß nicht mehr genau wie es war, aber das weiß ich, daß wir eine alte eiserne Tafel fanden, in welche die Zahlen 55, 9, 48 eingraviert waren. Wir setzten damals zusammen drei Gulden in die Lotterie und gewannen natürlich nicht. Ich bin aber manchmal ein großer Optimist und setze seit zirka 22 Jahren in jedem Monat 2 K, manchmal auch mehr, so daß ich hierauf gewiß schon 600 K investierte. Ich weiß aber bestimmt, daß ich einmal sicher ein Ambo machen und 8 K gewinnen werde.

Die Reihe derartiger lukrativer Unternehmungen ließe sich ins Unendliche fortsetzen. Ich will aber gerecht sein — werde ich doch als Richter dafür bezahlt — und muß auch einige unglaubliche Glücksfälle anführen. Im Jahre 1894 traf ich einmal mit Viktor Mautner auf der Gasse zusammen. Er sprach mich mit den Worten an: „Ich lege Dir 100:1, daß Du nicht erratest, woher ich jetzt komme!“ Ganz ruhig und sicher antwortete ich darauf: „Natürlich vom Stephansturm!“ Mautner war wie vom Blitz gebissen und ich hatte es erraten! Als wir bei Schlumberger in Abrahám zur Jagd waren, wurde nach Tisch

Bridge gespielt. Bevor wir um die Sitzplätze zogen, fragte ich Schlumberger, wie hoch er es mir lege, daß vier Treff gezogen werden. „100 : 1“ war die Antwort, worauf vier Treff gezogen wurden. Hieran schließt sich eine zweite Wette, die ich mit Schlumberger auch beim Bridgespielen gemacht habe und die eigentlich nur für Kenner dieses Spieles verständlich ist. Der erste Rubber, den wir spielten, machte 4 aus, eine ziemlich seltene Zahl. Der zweite ebenfalls. Jetzt konnte ich nicht mehr anders und trat an Schlumberger mit der Frage heran, auf die er ja nur gewartet hatte: „Wie legen Sie mir, daß der dritte Rubber auch 4 macht?“ Er: „80 : 1!“ Ich: „Gemacht!“ und nach einer entsprechenden Pause: „Sie haben verloren!“ Nachträglich stellte sich aber heraus, daß mein guter Freund Schlumberger, den ich wirklich innig verehere, mich in beiden Fällen enorm bewuchert hatte, denn beide Wetten waren, wie die Sachverständigen ausrechneten, mindestens 1000 : 1 zu legen. Meine Leidenschaft, derartige Wetten abzuschließen, veranlaßte einen Freund zur Prägung eines guten Wortes. Er sagte: „Ich glaube, wenn Sie eine Henne sehen, müssen Sie sie fragen, wie sie Ihnen ein Ei legt!“ Bei dieser Gelegenheit will ich es auch endlich einmal heraussagen, daß die Wetten den Grundstock meines Vermögens bildeten. Ich habe ganz klein angefangen (beim Trabfahren habe ich für das Pferd „Revolver“ einmal für fünf Gulden fünfhundertzwölf bekommen) und es durch Ausdauer im Wetten und eisernen Fleiß zu dem gebracht, was ich heute bin.

Da ich eben von Viktor Mautner gesprochen habe, will ich dieses Kapitel nicht beschließen, ohne eine köstliche Szene zu beschreiben, die ich mit ihm erlebte. Er erzählte mir einmal von einer Fasanjagd, die er gepachtet hatte. Auf meine Frage, ob die Jagd gut sei, antwortete er: „No, sie ist nicht besonders; drei oder vier Schützen schießen nachmittags so 3- oder 4000 Hahnen!“ Im Zusammenhang damit erzählte er mir, daß er bei einem Hasenstreif, wobei der Streif durch einen Meierhof ging, acht Foxterriers geschossen habe und daß er einmal mit einem Kugelstutzen eine Schnepfe von einer Pappel herunterholte. Das alles mußte ich ruhig anhören und mußte machen, als wenn ich es glauben würde. Ich schwieg also und dachte mir, daß ich schon

einmal Gelegenheit finden werde, mich zu revanchieren. Diese kam zufällig bald. Im Sommer kam ich auf einen Tag von Kövecses nach Wien und traf Viktor Mautner beim Speisen. Als ich erzählte, woher ich komme, fragte er mich, ob es wahr sei, daß es in Kövecses so glänzende Jagden gebe. Ich antwortete mit derselben Blasiertheit wie seinerzeit er: „Ach Gott! Es ist nicht so arg. Wir haben bis jetzt 21.000 Rebhühner geschossen. Die anderen 10.000 müssen die Bauern erschlagen, weil uns das Jagen schon zu fad ist!“ Jetzt mußte er schweigen.

Ich muß aufhören, denn ich muß wetten gehen. Ich halte es nicht so lange ohne Wetten aus und deshalb proponiere ich allen Lesern 100 : 1 folgendes Tripleevent: Daß Viktor Mautner nie am Stephansturm war, daß jeder Leser die Nummern 55, 9, 47 setzt und daß trotz meiner fabelhaften Erfolge noch niemals jemand so viele schlechte Wetten gemacht hat als ich.





IX. Frauen.

1. Die Frauen sind wie die Zwiebel: Man weint dabei und — man ißt sie doch.

Aus dem Solovortrag eines Volksängers.

2. Als Twatschri, der Gott Vulkan, die Welt erschuf und dann mit der Erschaffung des Weibes beginnen wollte, entdeckte er, daß alles schöpferische Material bereits verbraucht war. Der Gott war erstaunt und traurig und verfiel in ein tiefes Sinnen. Als er wieder aufstand, tat er folgendes: Er nahm die Rundheit des Mondes, die gleitende Kurve der Schlange, die anmutige Windung der Schlingpflanze, das helle Glänzen der Grashalme und die Schlankheit der Weide. Er nahm den Sammet der Blumen, die Leichtigkeit der Feder, den schönen Blick der Hindin, die Fröhlichkeit der Sonnenstrahlen. Weiterhin die Tränen der Wolken, die Wandelbarkeit des Windes. Er nahm die Furchtsamkeit des Hasen, die Eitelkeit des Pfaues, die Härte des Diamanten, die Grausamkeit des Tigers. Dann die Kälte des Schnees, das Schwatzen des Papageis und das Girren der Turteltaube. Alles das mischte er miteinander und daraus formte er das Weib.

*Alle Legende der Hindumythologie
(Kaufmann, Aus Indiens Dschungeln).*

Als Fanatiker der Ehrlichkeit und Wahrheit muß ich gestehen, daß Frauen seit meiner Kindheit eine große Rolle in meinem Leben gespielt haben und daß sie diese noch spielen. Für einen Junggesellen ist dies nicht so merkwürdig. Warum bin ich Junggeselle? Weil ich Glück bei Frauen habe, mich nimmt keine. Und warum nimmt mich keine? Weil ich ein rundes Gesicht habe, meistens gut aufgelegt bin, weil sie sich mit mir unterhalten und weil ich nie Kopfschmerzen habe. Frauen wollen Männer mit schmalen Gesichtern, mit umflortem Blick, Männer, die nicht heiter sind, sondern schwere Neurastheniker, Männer,

die ununterbrochen an Migräne leiden und kränklich aussehen. Seitdem ich das erkannt habe, trage ich immer eine Schachtel mit Migränepulvern bei mir, in Wahrheit ist es Zucker. Ich war früher ein Windhund und bin jetzt ein Dachshund, so kurz sind meine Füße geworden, weil ich mir sie so wahnsinnig um eine Frau abgelaufen habe — es nützte nichts, mich nahm keine. Ich bin hierdurch zur Erkenntnis gelangt, daß ich die schlechteste Partie nicht nur Österreichs, sondern des Kontinentes bin, und habe jetzt natürlich schon alle Heiratsgedanken eingekamphert. Nur mein Vater hofft noch immer auf eine Schwiegertochter, ich glaube, er findet mich noch zu klein für die Ehe. Vor der Ehe hatte ich nie Angst, nur vor Kindern. Ich stelle es mir schrecklich vor, wenn ein Mensch, den ich noch gar nicht kenne, wie mein kleines Kind, Nächte hindurch schreit und mich im Schläfe stört; später Ausschläge bekommt; mit Säbelbeinen herumgeht, weil er ja sehr gut genährt wäre und die schwachen Beine die Last eines solchen Körpers nicht tragen können; und wenn er endlich viel gescheiter werden würde, als ich je war, denn bekanntlich waren außer mir alle jüdischen Kinder mit verblüffender Intelligenz begabt. Nein, nein, das hätte ich nie aushalten können! Daß ich von jeher als die schlechteste Partie gegolten habe, ist eine unumstößliche Wahrheit. Meine Bekannten, welche mit Töchtern gesegnet waren, haben dies sofort erkannt. In der Zeit, in welcher ich Bälle besuchte — ich habe in dieser Art viel mitgemacht —, durfte ich nie eine Haustochter zu Tisch führen, weil die Eltern die schreckliche Angst hatten, sie könnte sich am Ende doch für mich interessieren. Ich hatte nie eine ähnliche Absicht, denn wenn mir eine Tochter auch noch so gut gefiel, wagte ich in meiner Bescheidenheit doch nie daran zu denken, Ernst zu machen, aber das verstanden die Eltern nicht und ich bekam, wenn ich auch der Älteste der ganzen Gesellschaft war, immer ein fremdes Mädchen zugeteilt, für deren Seelenruhe jetzt dessen Eltern zitterten — ganz überflüssigerweise, dafür habe ich wohl einen unwiderleglichen Beweis erbracht. Außerdem, daß ich ein zu rundes Gesicht besitze, habe ich noch einen großen Fehler, der sich gar bitter rächt: Ich handle die Frauen viel zu gut. Das Wort Nietzsches: „Du gehst

zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“ habe ich nie befolgt, ich habe immer zu ihnen gebetet und das vertragen sie nicht — aber — die Zwiebeltheorie läßt mich nicht locker! Wie bescheiden ich Frauen gegenüber bin, kann man daraus entnehmen, daß ich nicht einmal auf Maskenbällen imstande war, die Masken zu duzen. Dies veranlaßte einmal meinen Freund Georges im seligen Sophiensaal, mich zu fragen: „Bist Du schon per Sie mit ihr?“ Was ich als Konsequenz meiner erwähnten Eigenschaften schon ernst und haarsträubend gelitten habe, will ich hier übergehen, und nur von harmloseren Dingen erzählen, von Dingen, welche zwar alle meine Freunde schon kennen, die sie sich aber immer wieder erzählen lassen, weil sie sie fabelhaft lustig finden.

Meine erste Liebe war Fräulein Helene M. Ich war damals vier Jahre alt und wir wohnten in Hietzing als Nachbarn. Damals stahl ich oft für sie Kirschen und küßte die Klinke ihrer Gartentüre. Meine neunte Liebe war die Tochter des Taschenspielers Bellini, die später als Frau v. Hervey und Gattin des Bezirkshauptmannes von Mürzzuschlag viel von sich reden machte. Nummer 72 war die prächtige Jenny Groß, die ich in Ischl kennen lernte; bevor dies geschah, hatte ich mich darauf beschränkt, im Prater hinter ihr zu gehen und ein Wachszündhölzchen nach dem anderen anzuzünden, damit sie sich infolge des Geräusches umdrehe. In Ischl lernte ich dann noch ein Mädchen kennen, welches eine Zeitlang eine gewisse Rolle in meinem Seelenleben spielte. Ich habe sie nie geliebt, weil ihre Herzlosigkeit zu offensichtlich war, aber sie war tatsächlich das schönste Mädchen, welches ich jemals gesehen habe. Sie war Choristin am Ischler Theater, dann im Carltheater. Nachdem ich wochenlang mit ihr herumgezogen war, ohne daß ich ihr nur die Hand hätte küssen dürfen, fragte ich sie einmal in meinem bodenlosen Leichtsinn, wann ihr Geburtstag sei, momentan vergessend, daß die meisten Frauen übermorgen geboren werden. So auch sie. Nun fragte ich, was sie sich wünsche, worauf sie antwortete: „Ohrringel, aber keine blauen oder grünen!“ Ich erbleichte, meine Wangen zeigten sofort die Farbe, welche die Ohrringe haben sollten, und ich verstand. Dienstmänner sausten umher, Briefe wurden geschrieben,

die phantasievollsten Pläne wurden geschmiedet — das Geld für Brillantohrringe war zur Stelle und ich kaufte ihr bei einem guten Juwelier das Gewünschte und schickte es ihr am Geburtstag mit einigen lieben Worten. Keine Antwort! Und als ich wieder mit ihr zusammenkam, fand sie keine Silbe des Dankes oder auch nur der Bestätigung des Empfanges. Jetzt hielt ich es nicht mehr aus und fragte ganz schüchtern, ob sie die Ohrringe bekommen habe. Eine brutalere Antwort habe ich nie gehört. Sie lautete: „Ja, bekommen hab' ich sie schon, aber sie san m'r z'klein!“ Meinen tiefen Schmerz tadellos verbeißend, sagte ich, daß ich sie umtauschen werde. Ich tat dies auch, schickte Ohrringe von der Größe einer Kirchenglocke in die Porzellangasse und — es wiederholte sich die früher beschriebene Szene in allen Einzelheiten. Nur lautete jetzt die Antwort: „Ja, bekommen hab' ich sie schon, aber dö san ja nöt echt!“ Schmerzdurchfurcht und gramgebeugt begleitete ich diese Mimose zu einem Juwelier und ließ die Ohrringe schätzen. Sie war befriedigt und ich hatte genug. Als ich kurz danach mit ihr eines der damals berühmten und wirklich prächtigen Kränzchen besuchte, welche der Schauspieler Frieese arrangierte, lernte sie hier einen zu jener Zeit sehr-bekanntem Mann kennen; der goldene Mensch nahm sie mir weg und heiratete sie! Das war prachtvoll! Nach vielen Jahren traf ich sie auf einem Ball, einem guten jüdischen Ball, näherte mich ihr zitternd und fragte mit gepreßter Stimme: „Ich weiß nicht, ob sich gnädige Frau noch an mich erinnern?“ Worauf sie im ordinärsten Ton der Welt antwortete: „Warum soll i mi denn nöt an Ihna erinnern?“; das hieß, daß ich ihr ja doch höchstens die Hände geküßt habe.

Eine ähnliche Geschichte, das Paradestück meines Freundes Hans: Ich besuchte öfters eine kleine, sehr hübsche Schauspielerin, die kein sehr bedeutendes Innenleben hatte. Nach mehreren Monaten, an einem 20. März (das Datum ist wichtig), kam ich wieder einmal hin und merkte, daß ihr meine Besuche aus irgendwelchen Gründen nicht mehr paßten. Das war ihr volles Recht, aber ich blieb von diesem Tag an aus, was wieder mein Recht war; wir hatten gegenseitig keine Verpflichtungen.

Im Dezember desselben Jahres erhielt ich plötzlich einen Brief von ihr. Sie schrieb mir, daß ich ihr doch wahrscheinlich ein schönes Weihnachtsgeschenk machen wolle und da wäre ihr am liebsten ein Jupon; aber dieser solle nicht so oder so oder anders beschaffen sein, sondern von einer bestimmten Qualität; an die Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern. Sie fügte bei, daß ich dann kommen könne, um mich davon zu überzeugen, wie ihr der Jupon passe. Da ich mich in den verschiedenen Spielarten der Jupons nicht auskannte, aber ganz sicher sein wollte, kaufte ich sofort vier Stücke davon, alle Varietäten, schickte sie ihr per Dienstmann und Einspänner und fragte mich gleichzeitig brieflich an, wann ich kommen könne, um mir die Jupons bei ihr anzusehen; die Antwort bestellte ich mir in das Hotel Meissl. Als ich bebenden Schrittes hinkam, fand ich hier wohl einen Brief, aber nicht von meiner Braut geschrieben, sondern von meinem Dienstmann. Er schrieb, das Fräulein lasse mir sagen, ich solle ihr erst eine Kassette mit solchem Briefpapier senden, auf dem ich ihr geschrieben habe, dann werde sie mir antworten. Mehr ernüchert war ich nie, aber ich war sofort entschlossen, diese Sache bis an ihr Ende durchzuführen, weil der Ausgang dieses Falles mich psychologisch bedeutend interessierte. Infolgedessen schickte ich ihr Briefpapier der gewünschten Sorte, und zwar in märchenhafter Quantität. Jetzt kam eine Antwort von dem Mädchen selbst: Ich solle ihr noch einen Pelzkragen mit recht viel Köpfen und Schwanzeln schicken, dann werde sie mir wieder schreiben. Jetzt war ich in meinem Fahrwasser und schickte ihr auch dies, worauf ich gar nichts mehr hörte. Jedoch nur ein Jahr lang. Denn gerade wieder im Dezember des nächsten Jahres traf ich sie zufällig. Geradeso, als wenn zwischen uns gar nichts vorgegangen wäre, und gekitzelt durch die Neugierde, was sich jetzt ereignen werde, fragte ich demütig: „Fräulein, darf ich Ihnen ein Weihnachtsgeschenk schicken?“ Hierauf erhielt ich folgende köstliche Antwort: „Von Ihnen mag i nix, Sie san ma zu schmutzig!“ Glückliche darüber, dieses duftige Wort meiner Sammlung einverleiben zu können, zog ich ab und habe sie seither nie wieder gesehen.

Ungleich harmloser war es, als mich meine Großmutter einmal einer Dame vorstellte, mit der ich ein Verhältnis hatte; als ich am Neusiedler See mit einer Frau in einem Boot herumfuhr und immer schießen mußte, obwohl gar kein Wild sichtbar war, damit der Ehemann, der in einem anderen Boot saß, nicht eifersüchtig werde; und als ich einmal einen Brief erhielt, in dem mir die Schreiberin auf der dritten Seite mitteilte (wörtlich): „Unter anderem teile ich Ihnen mit, daß vorgestern mein Mann gestorben ist.“

Szene: Hotel Meissl. Am langen Tisch links speisen täglich drei Damen, von denen eine sehr hübsch und lieb aussah. Diese hätte ich für mein Leben gern kennen gelernt, aber ich fand keine Gelegenheit dazu. Eines Tages sehe ich einen Bekannten mit ihr sprechen und bat ihn, mich morgen vorzustellen, auf Ehrenwort die erste derartige Bitte meines Lebens. Der Gute sagte mir, als wir zusammen das Hotel verließen: „Sehr gern, aber sie reist heute abend nach Tiflis!“ Ausgerechnet die erste Person, die von Wien nach Tiflis reist, muß ich kennen lernen wollen!

Eine Spezialität war es für mich, mit weiblichen Wesen zu korrespondieren, die ich nicht kannte. So besitze ich einen ganzen Stoß Briefe, welche auf Grund einer Zeitungsannonce zustande kamen, deren Schreiberinnen ich aber im Leben nie gesehen habe. Als ich noch die Universität besuchte, begegnete ich täglich einem Mädchen, das mich interessierte. Da ich aber, wie ich schon erklärte, niemandem nachgehen kann, verfiel ich auf folgendes Mittel, um festzustellen, wohin das Mädchen gehe. Ich ging der Guten täglich um ein Stück weniger entgegen und war schließlich sehr erstaunt zu sehen, daß sie dorthin ging, woher ich kam: in die Universität. Sie war nämlich die Tochter eines bekannten Universitätsdieners. Anderthalb Jahre lang haben wir hierauf unter Chiffren korrespondiert: sie schrieb mir nach Reichenau, Nürnberg, Aussee etc. und hatte keine Ahnung, wer der Schreiber war. Dann lernte ich sie endlich doch kennen. Ähnlich machte ich es mit einem anderen Mädchen, dem ich ein Jahr lang schrieb, Wildbret, Bücher und Blumen schickte, ohne daß wir uns kannten.

Zum Schluß will ich noch folgenden Scherz erwähnen. Es gab einmal ein Mädchen, das Augen hatte wie der Grundsee, nur waren sie viel schöner, und Haare, die metallisch-matt-blond-goldig-braun-glänzend waren. Diese Herrliche wollte einmal einen Kostümball besuchen, und zwar in Altwiener Kostüm, mit Krinoline. Als sie mir dies erzählte, fügte sie hinzu, daß sie mit der Krinoline in einem Wagen keinen Platz finden werde, sie werde einen Möbelwagen brauchen. Am Abend des Balles um 9 Uhr wurde an ihrer Glocke geläutet und es meldeten sich zwei Männer mit den Worten: „Wir sollen sagen, daß der Möbelwagen vom Herrn von Pick da is“ und tatsächlich stand er unten auf der Gasse und sie hat sich auf dem Ball gewiß nicht so gut unterhalten wie über den Möbelwagen. Es war dies jenes Mädchen, von dem ich erzählte, daß ich ihm per Dienstmann Indianerkrapfen auf den Semmering schickte; außerdem habe ich ihr einmal zu ihrem Geburtstag einen Schirm geschickt, den sie am Tag vorher in einer Auslage lange betrachtete, wobei sie sich wünschte, daß ihr jemand diesen Schirm schenken möge. Ich bin ihr so dankbar, weil sie einmal in Velden am Balkon stand, als ich auf drei Stunden hingefahren war, um sie zu besuchen, und weil ich einmal in Alt-Aussee dabei sitzen durfte, als sie im Sonnenschein stieckte. Ich habe über sie eine Broschüre geschrieben, welche nur sie, ihre Schwester und Emmy gelesen haben. Ich habe im Leben kein freundliches Wort von ihr gehört.

Das schönste Wort, welches ich jemals aus Mädchenmund vernahm, ist das folgende: „Ich bete jeden Abend zum lieben Gott, daß er mich eher sterben als mit meiner Mutter grob sein lasse!“ Und die war ebenso grausam und hatte eine eben-solche Panthernatur wie alle anderen! Zwiebel! Zwiebel!





X. Bei Gericht.

Wem das Auge nicht übergeht, wem es das Herz nicht zusammenschnürt, wenn er über menschliche Fehler und Schwächen urteilen soll; wessen Gemüt nur Befriedigung erfährt, wenn Aug' um Aug', Jahr um Jahr zugeurteilt wird; wer kein Herz im Busen trägt, das erzittert, wenn er ein Urteil zu sprechen hat; dem hat die Gottheit selbst die Eigenschaften vorenthalten, welche das Straf-richteramt heute erfordert.

Dr. Heinrich Glaser in „Das Barreau“ vom 15. Juli 1904.

Dieses Thema wird sich so reichhaltig gestalten und es gelingt mir so gar nicht, diesen immensen Stoff zusammenzudrängen und in ein Kapitel zu pressen, daß ich, um einige Übersicht zu gewinnen, das Folgende in mehrere Abschnitte zerlegen will.

A. Vom Rechtspraktikanten zum Landesgerichtsrat.

Wie ich Rechtspraktikant wurde, habe ich schon im ersten Kapitel erzählt; hier will ich von dem ebenfalls schon erwähnten Momente an zu berichten beginnen, in welchem ich von dem damaligen Präsidenten Schwaiger beeidigt wurde.

Von diesem Augenblick an verfolgte mich — von ganz wenigen Ereignissen abgesehen — ein unglaubliches bureaukratisches Mißgeschick. Es begann damit, daß ich ein Jahr lang den unfähigsten Richtern zugeteilt worden bin, welche bei dem betreffenden Gericht zu finden waren. Begonnen hat es beim Handelsgericht. Mein erster Chef war kein Pedant, sondern ein Wahnsinniger. Wenn ich einen Akt von unserem Zimmer in ein anderes zu tragen hatte, ging er mir nach, weil es möglich war, daß ich ein Blatt verlieren könnte. Außerdem war er miß-

trauisch, griesgrämig und unbedeutend. Von hier aus kam ich zum Landesgericht für Zivilsachen und wurde dem Baron Adlersburg zugewiesen. Davon, daß ich bei diesem etwas hätte lernen können, war keine Rede, denn er war glücklich, wenn er von mir einen terminus technicus hören konnte und hat sich denselben immer sofort notiert. Hierauf folgte das Bezirksgericht Wieden, wo ich sehr lange Zeit verbrachte. Ununterbrochen befand ich mich hier im Referate des seelenguten, aber unglaublich unbedeutenden Ratssekretäts (jetzt heißt dieser Rang Bezirksrichter) Z. Ich schämte mich oft bei den Verhandlungen für ihn wegen seiner Ignoranz und erinnere mich daran, daß er unglücklich war, wenn er keinen Ausgleich zustande brachte. Als einmal ein polnischer Student absolut nicht zu einem Ausgleich zu bewegen war, ließ sich Z. zu der Äußerung hinreißen: „Das ist wirklich blöd!“ und als der Student hierauf erwiderte, daß er sich diese Bemerkung nicht gefallen lasse, glaubte Z. ihr dadurch die Spitze abzuberechen, daß er aufstand, seinen Uniformrock zuknöpfte und ganz indigniert sagte: „No! weil's wahr is!“ Z. hatte zwei dürre, häßliche Töchter, diese Töchter hatten blaue Straßenmäntel und diese Mäntel wollte er gerne verkaufen, „weil's nit modern san“. Er wendete sich mit der Bitte an mich, diese blauen Mäntel vielleicht bei einer meiner Tanten anzubringen, und ich ging hierauf ein. Als ich ihm die Auskunft brachte, daß meine Tante, mit der ich gesprochen hatte, nur schwarze Kleidungsstücke kaufe, ließ er sich folgendermaßen vernehmen: „San doch schwarz! Wunderschöne, blaue Mäntel, schauen aus wie Pech!“ — Landesgericht für Strafsachen: Trotzdem der damalige Präsident Graf Lamezan mit meinem Vater befreundet war, wurde ich auch hier demjenigen Richter zugeteilt, welcher im ganzen Haus als der unfähigste galt und mit Recht. Er hatte nur Verhandlungen durchzuführen gegen kleine, geständige Diebe und Leute, deren Hunde jemanden gebissen hatten, was damals als Vergehen vor das Landesgericht gehörte. Aber er war ein feiner, lieber Mensch und ging fast täglich um halb zwölf Uhr aus dem Bureau.

Ich war ungewöhnlich lange Rechtspraktikant, denn ich war damals noch ungarischer Staatsbürger und die Entlassung

aus dem ungarischen Staatsverbannde dauerte ungeheuer lang; ich mußte aber Österreicher werden, um zum österreichischen Beamten ernannt zu werden. Endlich erreichte ich dies und wurde Auskultant, was damals für einen Juden eine Seltenheit war. Jetzt kam ich zu verschiedenen Gerichten in Wien: zu den Bezirksgerichten Favoriten, Mariahilf, wieder auf die Wieden, in die Leopoldstadt und endlich wurde ich hier staatsanwaltschaftlicher Funktionär, was ich ein volles Jahr lang blieb. Hierauf kam ich wieder zum Landesgericht für Strafsachen und schließlich kam ich nach Floridsdorf, wo ich zum erstenmal Untersuchungsrichter war. In Floridsdorf wurde ich zum Gerichtsadjunkten für Bruck a. d. Leitha ernannt, welcher Stellung ich ein eigenes Kapitel widmete, und nach einigen Jahren erwirkte ich meine Versetzung nach Wien, wo ich vorerst über drei Jahre lang Untersuchungsrichter war. Im Jahre 1903 wurde ich zum Bezirksrichter ernannt und damals fragte man mich, ob ich zum Bezirksgerichte Wieden oder Leopoldstadt kommen wolle. Ich wählte die letztere Zuteilung und habe sie bisher nicht bereut. Am 25. Mai 1903 trat ich hier meinen Dienst an und heute versehe ich ihn noch in diesem Amte. Was ich hier erlebt, gesehen, gelernt, beobachtet habe; was an einem Vormittag, an welchem ich oft dreißig und auch mehr Verhandlungen durchzuführen habe, an mir vom Leben vorüberzieht, welche Dramen, Romane und Possen ich miterlebte; in welche Unsummen von Niedertracht, Schlechtigkeit und Gehässigkeit ich hineingleuchtete; aber auch, welche unsäglich rührenden Momente ich hier mitmachte — das allein könnte einen dicken Band ausfüllen und ich muß daher sparsam umgehen und nur das Markanteste herausheben. Am 5. November 1912 wurde ich zum Landesgerichtsrat ernannt und bin als solcher bisher beim Bezirksgericht Leopoldstadt geblieben; von demselben soll in einem eigenen Abschnitt die Rede sein, die Masse der hier gesammelten Erfahrungen rechtfertigt dies. An dem Tage meiner Ernennung zum Landesgerichtsrate wies ich meinem Vater einen Zettel vor, den er mir am 7. Jänner 1885 geschrieben hatte, bei welcher Gelegenheit weiß ich nicht mehr. Der Text dieses Schreibens lautet: „Mein guter Sohn! Du bist ein seelenguter, sittlicher,

gute Nerven gehören dazu, man muß den entsetzlichsten Dingen mutig entgegenreten können und darf keine Weichlichkeit aufkommen lassen. Und ich habe diese Eigenschaften besessen. Ich bin an jedem vierten Tag im Leichenhof des allgemeinen Krankenhauses bei den gerichtlichen Sektionen erschienen; ich bin in alle Spitäler Wiens gegangen, um hier Verletzte, oft Halbtote zu vernehmen, während ich ringsumher namenloses Elend sah; ich habe die schauerhaftesten Einzelheiten über grausige Verbrechen ruhig und sachlich protokolliert und habe den schwersten Operationen beigewohnt. Nur eines ist mir erspart geblieben, eine Hinrichtung mitanzusehen, und dessen bin ich froh. Das wäre mir schrecklich gewesen; aber ich bin fest davon überzeugt, daß ich auch dieses Drama ausgehalten hätte, wenn ich zum Mitgliede der betreffenden Kommission designiert worden wäre. Daß dies nicht geschah, danke ich dem damaligen Präsidenten Soos, der ein milder, engelsguter Mensch war und mich verschonte, ohne daß ich jemals darum gebeten habe.

Während der drei Jahre meiner Tätigkeit als Untersuchungsrichter fügte es sich, daß mir eine große Zahl interessanter, schwerer Verbrechenfälle zufiel.

Am ersten Tage, an dem ich mein neues Amt antrat, gelangte schon ein Akt über einen schweren Raubmordversuch zu mir, den zwei Männer in Perchtoldsdorf an einem Ausflügler begangen hatten. Der Überfallene war ein schon halb verblödeter Alkoholiker, der später auch ins Irrenhaus kam. Franz W., einer der Täter, war ein tierisch roh aussehender Fallot mit roten Wangen, welche auch die Kerkerluft nicht zu bleichen vermochte. Josef W., sein Bruder, war der Typus des Mörderkopfes mit vorspringenden Backenknochen, riesigen Augen und fahler Gesichtsfarbe. Beide trugen zerrissene Kleider und nie Strümpfe. Von den Frauen, welche ihre Männer manchmal besuchten, hatte die des Franz ein Verhältnis mit Josef — also überall Sumpf- und Verbrecherluft. Und doch! Als die Schwurgerichtsverhandlung kam und diese Untermenschen jetzt gestriegelt und geschneigelt in netten, hellgrauen Anzügen erschienen, „fein“ rasiert; und als diese Raubmörder alle ihre Anreden mit den eingelernten Worten begannen: „Hoher Gerichtshof,

meine Herren Geschworenen!“ und als ich während der Beratung an ihren Zellen vorbeiging, in denen sie das Urteil erwarteten; und als ich sah, daß die zehnjährige Tochter des Josef nichts konnte als verlegen lächeln, als ihr Vater zu zwölf Jahren schweren Kerker verurteilt wurde — da lief es mir kalt über den Rücken.

Ein ganz hübsches Dienstmädchen hatte bei der Geburt ihr Kind erwürgt und es dann in einen Kanal werfen wollen. Da es für die Kanalöffnung zu groß war, schnitt sie ihm beide Arme an den Schultern ab und dann ging es. Den einen Arm hatte man im Wienfluß in der Gegend des Stadtparkes gefunden, den anderen in einem Kanal in Ottakring, wo sie wohnte, und wir konstatierten, daß beide zusammenpaßten. Dieses „Tier“ war rührend in seiner Resignation und Gottergebenheit. Sie sagte: „Wenn ich meine Strafe verbüßt haben werde, gehe ich aus der Strafanstalt nicht mehr heraus; ich bleibe als Wärterin drinnen! No ja! Wenn man schon einmal in der Zeitung gestanden ist!“

Ein ähnlicher Fall: Sie hat in einem Hotel ein Kind geboren und es dann mit ihrem Geliebten in den Donaukanal geworfen. Er ein schwarzer, widerwärtiger jüdischer Kommis mit falscher Halbbildung, der aus der Haft Briefe an seinen Vater schreibt, deren Schluß immer lautete: „Ohne Anlaß zu mehr Dein Sohn Ernst“ und, um ihn noch unsympathischer zu machen, fiel ihm auch eine Veruntreuung zur Last. Sie war nicht hübsch, liebte den jungen Mann aber innig, wollte ihn immer entlasten und war fabelhaft energisch. Den schwersten Beschuldigungen gegenüber, nämlich denen des Kindesmordes oder sogar des Mordes, blieb sie starr und konnte in ihrer Tapferkeit nicht weinen. Die Sache kam dann nur wegen Übertretung der Verheimlichung der Geburt vor das Bezirksgericht, wo sie eine Strafe von einem Monat erhielt. Obwohl bisher über ihr immer das Gespenst vieljährigen Kerkers geschwebt hatte, verließ sie jetzt ihr Mut. Sie fiel in sich zusammen und schluchzte lange und herzzzerreißend: Die Verhängung einer Strafe konnte sie nicht verwinden. Außer ihr weinte noch — er? — nein, ich, weil es mich so rührte, daß sie wohl die dreimonatliche Untersuchungshaft, aber nicht die einmonatliche Strafe ertragen konnte. Am nächsten Tag er-

schien ihre Mutter bei mir und bat mich, der Vormund ihrer Tochter zu werden, weil ich so milde gegen sie gewesen sei.

Die Leiche eines vier Monate alten Kindes wurde einmal sezirt, weil der behandelnde Arzt die Todesursache nicht hatte feststellen können. Bei der Sektion kamen die Ärzte darauf, daß der Schädel gebrochen war, und schlossen sie nach der Art der Fraktur, daß der Kopf des Kindes mehrmals auf eine glatte, harte Fläche aufgeschlagen worden sei. Gewisse Verdachtsmomente wiesen auf den Vater des Kindes hin und er wurde verhaftet. Er leugnete entschiedenst, trotzdem die Verdachtsmomente sich immer mehr um ihn verdichteten, trotzdem er schon einmal früher dabei betreten wurde, als er dem Kinde die Finger in den Mund steckte, offenbar, um es zu ersticken, und trotzdem er einmal dabei ertappt worden war, als er dem Kinde eine Nadel in den Kopf stecken wollte. Er wurde wegen Mordes angeklagt und verurteilt, trotzdem er bis zum letzten Momente leugnete. Er wurde zum Tode verurteilt. Am Tage nach der Verurteilung ließ er sich dem Verhandlungsvorsitzenden vorführen, warf sich vor ihm auf die Knie und gestand, das arme Kind mit dem Kopfe eingemale an das Bettgestell angeschlagen und hierdurch getötet zu haben, genau so, wie es die Gerichtsärzte konstatiert hatten. Ich sehe den Baron Distler, der die Verhandlung geleitet hatte, noch in mein Bureau stürzen (ich hatte die Untersuchung geführt), atemlos und zitternd, um mir mitzuteilen, daß K. eben gestanden hatte. K. wurde dann zu zwanzig Jahren Kerker begnadigt und ist in der Strafanstalt gestorben.

Soviele Erinnerungen aus dieser Zeit ich bewahrt habe, so viele erschütternde Dramen haben sich vor mir abgespielt; jeder einzelne Name läßt ein solches an mir vorüberziehen.

Eine Mutter hat ihr Kind im Prater ins Schilf gelegt, um sich seiner zu entledigen. Es wurde gefunden, halbtot, und gerettet. Es hat sich hierauf eine Schauspielerin aus Berlin an mich gewendet, welche das Kind adoptieren wollte, und ich habe diese Angelegenheit erledigt. Es würde mich sehr interessieren zu erfahren, was aus dem Knaben geworden ist. —

Stephan L. hat seine Schwiegermutter ermordet. Er leugnete bis zum Schluß der Untersuchung; endlich warf er sich vor

mir nieder und gestand, er habe sie „gepackelt“, welchen Ausdruck ich nie vorher oder nachher gehört habe. Er erklärt mir die Sache so, daß er die Schwiegermutter so lange mit dem Kopfe auf eine steinerne Stufe aufgeschlagen habe, bis sie tot war; dann schob er den Leichnam unter sein Bett und legte sich schlafen! Ich erschauerte bis ins Mark und zischte etwas von rasender Roheit. Darauf sagte L.: „Herr kaiserlicher Rat! Wenn Sie so eine Schwiegermutter gehabt hätten, wären Sie auch nicht so fein!“

Heinrich W. hat seine Geliebte erschossen und hierauf sich selbst durch einen Schuß verwundet. Ich fuhr in das Penzinger Spital, um ihn zu vernehmen, was ich mit der Erlaubnis der Ärzte tat. Er gestand alles. Später bekam er einen Verteidiger und leugnete. Er wurde wegen Mordes angeklagt, hauptsächlich auf Grund seines Geständnisses, und der Verteidiger wendete ein, daß der Angeklagte jenes Geständnis nicht bei vollem Bewußtsein abgelegt habe. Hierüber wurde ich vor dem Schwurgerichtshofe als Zeuge vernommen. Ich sagte korrekt aus, daß ich ja nicht behaupten könne, ob W. damals bei Bewußtsein war oder nicht, dies könne nur der Arzt, ich könne nur sagen, welchen Eindruck ich hierüber gehabt habe und dieser sei gewesen, daß W. damals nicht bei Bewußtsein war. W. wurde dennoch zum Tode verurteilt — der Vorsitzende grüßte mich von diesem Tage an nicht mehr. Dem Manne wäre es lieber gewesen, ich hätte falsch, als für den Angeklagten günstig ausgesagt! Einige Jahre darauf besuchte ich mit der kriminalistischen Vereinigung die Strafanstalt Stein, wo der begnadigte W. seine Strafe verbüßte. Als ich zufällig in seine Zelle blickte, erkannte er mich; ich hätte ihn nicht erkannt, so verändert sah er aus. Er sagte in verbittertem Ton: „Das ist ja mein Untersuchungsrichter! No, Sie haben mich schön hergerichtet!“ Mir taten diese Worte entsetzlich weh — ich hatte, wie immer, die Untersuchung nach bestem Wissen und Gewissen geführt, mich seinetwegen mit einem hohen richterlichen Funktionär verfeindet und bekam dies zu hören!

Der ebenerwähnte Besuch in Stein war ungemein interessant. Ich traf hier zufällig mehrere „Bekannte“ und alle bis

auf W. freuten sich, mich zu sehen. Ich habe hier enorm viele kriminalistische Beobachtungen gemacht und erinnere mich insbesondere an das dortige Museum. In demselben sind hauptsächlich solche Gegenstände enthalten, welche sich die Sträflinge heimlich anfertigten und die man ihnen dann abgenommen hat. Darunter sah ich Teemaschinen, Vorhängeschlösser, Würfelspiele etc. und einen Bleistift, in dem man Geld in den Kerker schmuggelte, welches man so dünn zusammengerollt hatte, daß es dort Platz fand, wo sonst der Graphit sich befindet. Übrigens besitze ich in meiner kleinen derartigen Sammlung auch einige ganz hübsche Dinge. So eine Sonnenuhr, verfertigt aus einem kreisrunden Stück steifen Papier und zwei daran befestigten Zündhölzchen; Würfel aus Brot; ebenso Schachfiguren; einen einfachen Nagel, den ein ganz armer Teufel als Halsknopf verwendet hat; den Rock eines Taschendiebes mit geheimen Taschen und anderen Vorrichtungen; zahllose Einbruchswerkzeuge, was ich schon berichtet habe, und einen Revolver, mit welchem vier Menschen getötet wurden usw.

Kriminalistisch sehr interessant war der Fall Hontella. Ihn hatte ein Kamerad beim Kartenspielen betrogen. Hontella verfolgte den Betrüger gegen 7 Uhr abends von Margareten bis in ein Gasthaus im Prater. Er ließ ihn bis 2 Uhr früh nicht aus den Augen und als jener endlich fortging, schlich ihm Hontella vom Prater bis in die Burggasse nach und stach ihn hier nieder. Hontella lief fort und man hatte vorerst keine Ahnung von dem Täter. Lange nachher brachte ich heraus, daß er nach der Tat einen gewissen Putnot traf, mit ihm rasch einen kleinen Einbruchsdiebstahl in Mariahilf beging und dann mit diesem sich auf die Floridsdorfer Brücke begab, wo beide einen Bierverkäufer erwarteten, um ihm sein Geld abzunehmen und ihn in die Donau zu werfen; dieser Mann kam aber nicht. Hontella blieb also, wie schon gesagt, einige Tage lang unbehelligt. In den Kreisen der Praterbesucher wurde es aber bekannt, daß in jener Nacht ein Mann erstochen wurde, und es erfuhr dies unter anderen auch ein gewisser Epstein, der den Spitznamen „der rote Jud“ hatte und als Polizeikonfident galt. Epstein stand nun einmal im Prater vor einem Ringelspiel und

sah, daß neben ihm ein Mann stand, den er vorher nie gesehen hatte; es war Hontella. Den Rock dieses Mannes wehte der Wind auseinander und Epstein erblickte hiebei im Futter plötzlich zwei dunkle Flecke. Als Fachmann erkannte er sie sofort als eingetrocknete Blutflecke und er ahnte, daß dieser Mann der gesuchte Verbrecher sei. Wie konnte er nun in den Besitz des Rockes kommen, der als corpus delicti doch sehr wichtig war? Er sprach Hontella an und sagte: „Du, lieber Freund! Vor vier Tagen ist einer erstochen worden. Du hast im Rock Blutflecke von einem Tier. Ich kenn' ja das! Aber wenn die Polizei die Flecke sehen wird, wird sie glauben, sie stammen von Menschenblut, und wird Dich für den Täter halten; denn unsereiner ist nie sicher. Gib also den Rock mir, ich werde ihn schon beseitigen.“ Hontella paßte dieses Angebot natürlich und Epstein ging mit dem Rock sofort zur Polizei, d. h. bis zum nächsten Sicherheitswachmann und ließ Hontella hier verhaften. Diese Angelegenheit hatte nach zirka fünf Jahren ein Nachspiel. Im Laufe der Untersuchung, die ich gegen Hontella führte, wäre es mir natürlich auch wichtig gewesen, den Epstein als Zeugen zu vernehmen. Das war aber nicht möglich, denn ehe ich ihn vorladen konnte, war er schon wegen eines Diebstahles in Znaim verhaftet worden, und ich mußte mich daher an das Gericht in Znaim wegen seiner Vernehmung wenden, hatte ihn also nie gesehen. Nach fünf Jahren, als ich inzwischen zum Bezirksgericht Leopoldstadt gekommen war, wurde mir einmal ein Häftling namens Epstein vorgeführt. Nachdem ich die Verhandlung beendet hatte, ließ ich ihn in mein Zimmer kommen und sagte: „Sie heißen Epstein, haben rote Haare und sind aus Znaim! Sie haben vor fünf Jahren den Hontella verschütten¹⁾ lassen!“ Epstein war paff, bejahte und erzählte mir noch folgendes: Vor einigen Tagen traf er zufällig den Hontella (er hatte vier Jahre wegen Totschlages schon verbüßt) und geriet in große Angst, da er dessen Rache fürchtete. Er faßte sich aber auch in dieser Situation schnell, ließ es gar nicht darauf ankommen, ob ihn Hontella erkennen werde, sondern

¹⁾ verhaften.

sprach ihn selbst an: „Das war eine schöne Geschichte, die mein Bruder vor fünf Jahren mit Dir gehabt hat, wie er Dich verzünd't¹⁾ hat.“ Hontella glaubte ihm auch das, denn er ist dumm wie alle Verbrecher, habe ich doch ausgerechnet, daß der „Durchschnittsverdienst“ für einen Mord, Totschlag etc. dreißig Kronen beträgt! — Epstein hat mir dann in den zwei Monaten, für welche ich ihn versorgte, ein sehr interessantes Wörterbuch der Gaunersprache geschrieben.

Einmal wollte ich mit einem Raubmörder ganz allein sein. Dies kann man meistens nicht, denn es ist bei den Verhören immer der Schriftführer anwesend und gefährliche Verbrecher werden von zwei baumlangen Justizsoldaten vorgeführt und sind überdies oft noch gefesselt, so daß man eigentlich sich nie sicherer fühlt. Nun hatte ich die Untersuchung gegen einen gewissen Frauscher zu führen, der eine alte Frau ermordet und beraubt hatte. Vor vollständigem Abschluß der Untersuchung schickte ich nun einmal alle Personen hinaus und fragte Frauscher, ob er mir unter vier Augen etwas zu sagen habe; eine große Papierschere, die auf meinem Schreibtisch lag, hätte ich mich geschämt wegzunehmen. Frauscher blieb ebenso zahm, aber auch ebenso unsympathisch, wie er immer war, und ich lernte das Gruseln nicht kennen. In der Folge wurde er zum Tode verurteilt. In der Zeit zwischen der Verurteilung und der Entscheidung über die eventuelle Begnadigung (er wurde tatsächlich begnadigt, starb aber nach sieben Jahren), also in einem Zeitpunkt, von welchem man glauben sollte, daß man ihn vor Aufregung nicht überstehen kann, hatte ich zufällig in Frauschers Zelle zu tun. Mit tatsächlich vibrierender Stimme fragte ich ihn: „No, Frauscher! Haben Sie sich getröstet?“ Worauf er in dem rüden Ton eines Aufhackknechtes antwortete: „Jetzt waß ma no gar nix, jetzt haßt's wartn!“ Später verschaffte ich seiner Schwester, einer Bäuerin aus Oberösterreich, das Geld, um ihren Bruder in Wien besuchen zu können. Sie kam, sprach mit ihm und schrieb ihm dann einen Brief, in dem es wörtlich heißt: „Schau' nur, daß Du nicht am Galgen

¹⁾ angezeigt.

kommst; das wär für Dich schrecklich, aber für die Mutter auch!“ Es ist so milde von der Natur eingerichtet, daß diese Wesen minder qualifizierte sind und nichts fühlen und daher meistens auch unsäglich glücklicher sind als wir!

Die schwersten Verbrecher, mit denen ich zu tun hatte, waren Ohnhäuser und Wanjek. Von ersterem kann ich hier nicht viel erzählen, nur eine Episode. Es wurde ihm zur Last gelegt, daß er einen Mann in Inzersdorf erstochen hatte, er wurde aber bei dieser Gelegenheit auch schwer verletzt und lag im Franz Josefsspital in der Triesterstraße. Als ich ihn dort fragte, ob er es zugebe, den Betreffenden erstochen zu haben, antwortete er indigniert: „I stich nöt, i schneid!“, was er mit einer entsprechenden Geste begleitete. Dieser Mann besaß nebenbei eine riesige Körperkraft und hatte, als ein Gendarm mit gefälltem Bajonette gegen ihn losging, dieses einfach gepackt und umgebogen.

Über Wanjek ließe sich eine Monographie schreiben. Der Fall ist der kriminal-psychologisch interessanteste, den es geben kann, hat eine Berühmtheit erlangt und eine Literatur hervorgerufen. Als noch vor wenigen Jahren das „Extrablatt“ bei den hervorragendsten Wiener Verteidigern eine Rundfrage nach ihrem interessantesten Fall veranstaltete, schrieb der Verteidiger Wanjeks, Doktor Rechert, über den Fall Wanjeks und schloß mit folgenden Worten: „Und wenn ich heute, nach elf Jahren, den Untersuchungsrichter Wanjeks treffe, sagt er mir mit einer gewissen Wehmut im Tone: „Einen so interessanten Fall werden Sie und werde ich nicht mehr haben!“ Und dabei bleibe ich auch.

Am 8. Jänner 1901 beging Wanjek am Bürgerplatz in Favoriten in der Wohnung eines kleinen Arbeiters einen Einbruchsdiebstahl und stahl Effekten im Werte von zirka vierzig Kronen. Als er sich aus der Wohnung entfernt hatte, schöpfte eine Frau, die ihn forteilen sah, Verdacht, lief ihm nach, schrie und wurde aus einer Entfernung von drei Schritten von ihm sofort erschossen. Er rann aus dem Hause, die Leute wurden alarmiert, liefen ihm nach und Wanjek erschöß auf der Flucht mit einem elenden Revolver noch drei Männer, die er alle in die linke Rücken- oder Brustseite traf. Jetzt ging der Sicherheitswachmann Hofstätter (er erhielt später hiefür das silberne Verdienst-

kreuz) gegen ihn mit gezogenem Säbel los; Wanjek wollte auch gegen ihn schießen, aber die Patrone versagte und er schlug dem Polizeimann den Revolver auf den Kopf. Nunmehr hatte er keine Patrone mehr, zog eine Flasche aus der Tasche, von der sich später herausstellte, daß sie Zyankali enthielt, wollte hievon nehmen, wurde aber von Hofstätter hieran verhindert und endlich verhaftet. Unter den von ihm Erschossenen befand sich ein junger Mensch, den er vor den Augen seiner Mutter erschossen hatte. Zur besseren Charakteristik dieses schweren Verbrechers sei es mir gestattet, aus der vor mir liegenden Anklageschrift einige Stellen zu zitieren. Es heißt in derselben:

„Der Leumund Wanjeks ist der denkbar schlechteste; er verkehrt nur in der Gesellschaft von Verbrechern, gilt als arbeitsscheu und äußerst verschlossen, wird als gefährlicher Verbrecher geschildert und von der Strafanstalt Stein als unverbesserlich qualifiziert.“ Nach Aufzählung seiner mehrfachen Strafen heißt es weiter: „Was Wanjek seit dem 9. Jänner 1900 machte (an welchem Tage er seine letzte Strafe verbüßte), ist trotz der eingehendsten Nachforschungen in ein fast undurchdringliches Dunkel gehüllt. Es konnte nichts anderes ermittelt werden, als daß Wanjek vom Juni bis Oktober 1900 im XII. Bezirk unter einem falschen Namen wohnte.“ Hier will ich einflechten, daß es ein Unikum in der Kriminalistik sein dürfte, daß es weder der Polizei noch dem Gerichte gelang, den Wohnort eines Mannes festzustellen, der zweifellos in Wien wohnte und hier vier Menschen tötete, trotzdem diese Behörden sich monatelang in dieser Richtung bemühten. Die Anklageschrift fährt dann fort: „Erst am 8. Jänner d. J. (1901) hat Stephan Wanjek mit einer Schreckensstat, die in den Annalen der Kriminalistik ihresgleichen sucht, die Erinnerung an seine traurige Vergangenheit wachgerufen.“ Und nach genauer Schilderung seiner unter Anklage gestellten Taten wird gesagt: „Von Stephan Wanjek, der in noch unmündigem Alter schon wegen eines Gewalttätigkeitsdeliktes bestraft wurde; dem es gelungen ist, in dem kurzen Zeitraum von zirka 30 Minuten vier Menschenleben zu vernichten und neun strafbare Handlungen zu begehen; der selbst in der Untersuchungshaft gegen einen Gefangenenaufseher einen Wasserkübel schleu-

derte, liegt eine eigentliche Verantwortung nicht vor. Derselbe hat sich darin gefallen, während der Voruntersuchung allen Fragen zynische Bemerkungen entgegenzustellen oder jede Auskunft einfach zu verweigern.“

Ich ergänze dieses von ihm entworfene Bild noch mit folgenden Angaben. Soviel habe ich doch aus ihm herausgebracht, daß er bei einer Frau wohnte, deren Tochter seine Geliebte war; Mutter und Tochter waren seine „Passerinnen“ (Hehlerinnen), denn er lebte nur von Diebstählen. Aber er war nicht dazu zu bewegen, deren Namen und Adresse zu nennen, er wollte sie nicht verraten. Seine stereotype Antwort auf meine Fragen lautete: „Ich habe es getan; ich will hingerichtet werden, ich will keine Begnadigung und sonst sage ich nichts!“ Und hiebei blieb er nicht nur in der Voruntersuchung, sondern auch während der Schwurgerichtsverhandlung, welche hierdurch wohl einzig in ihrer Art wurde. Er war zu keiner anderen Äußerung zu bewegen und als er das Todesurteil vernommen hatte, verzichtete er auf jedes Rechtsmittel und schien gleichsam befriedigt. Während der Untersuchung hatte er mir, den er naturgemäß haßte, trotzdem ich ihm gütig entgegenkam, einen langen Brief geschrieben, den er aber, ehe ich ihn erhielt, in hundert Stücke zerriß. Es gelang mir, den Brief zu rekonstruieren und derselbe ist wohl eines der interessantesten psychologischen Dokumente, die es geben kann. Leider kann ich ihn nicht wörtlich zitieren. Der Tenor bestand darin, daß Wanjek wieder sagte, er bereue seine Tat nicht, er wolle hingerichtet werden; aber er werde nie mehr gestehen, denn er wohnte bei Leuten, von denen er nur Gutes hatte, und die wolle er nicht verraten. Und mit derselben eisernen Konsequenz ging Wanjek am 24. Mai 1901 in den Tod. Er schritt so schnell von seiner Zelle zum Galgen, daß ihm der Geistliche kaum folgen konnte und legte sich selbst den Strick kunstgerecht um den Hals. Er war selbstverständlich psychiatrisch untersucht, aber für normal befunden worden; an seinem Schädel wurde später nur eine besonders starke Entwicklung der Nähte konstatiert. Die Erscheinung dieses Mannes bestätigt meine Theorie, daß alles im Leben vom Zufall abhängt, schon die Geburt; denn wenn ein Mensch, begabt mit

der phänomenalen Energie und Kaltblütigkeit sowie mit dem geradezu heroischen Mute Wanjeks, der ja doch auch mit einer gewissen Ritterlichkeit verbunden war, in ein anderes Milieu geraten wäre, in ein kultivierteres, ernsteres, wäre aus Wanjek statt eines Massenmörders wahrscheinlich ein Genie geworden.

Im Laufe der Untersuchung habe ich an Wanjek auch die Frage gestellt, ob er schon früher einmal jemanden getötet habe, weil ihm dies zuzutrauen sei und er mit Waffen umzugehen verstehe; es ist auch meine feste Überzeugung, daß dies schon geschehen ist. Ich erhielt wie gewöhnlich keine ausdrückliche Antwort; aber er wurde hierüber vor Erregung zum Tier. Sein Gesicht wurde dunkelrot, sogar das Weiße in seinen Augen rötete sich und er wollte sich auf mich stürzen und mich erwürgen. Der athletisch gebaute Justizsoldat riß ihn jedoch sofort nieder und es kam zu nichts. Ich erhielt auch kurz vor der Hauptverhandlung einen anonymen Drohbrief, in dem es hieß, daß ich „ins Gras beißen“ müsse, wenn Wanjek werde zum Tode verurteilt werden; aber ich lege derartigen Drohungen keine Bedeutung bei. Es beunruhigte mich auch nicht sonderlich, als mir beim Bezirksgericht einmal ein Weib drohte, daß sie mich mit Vitriol beschütten werde.

Die Verhandlung gegen Wanjek leitete Holzinger, es war seine letzte. Wanjek wurde zu derselben (vorschriftsgemäß ungefesselt) von zwei Justizsoldaten vorgeführt, welche auf der Bank nicht einfach neben ihm saßen, sondern hiebei ihm zugewendet sitzen mußten, weil man ja auf ein Attentat gefaßt war. Holzinger schenkte mir später den Revolver Wanjeks und dieser sowie die Kugeln, welche man den Getöteten bei den Sektionen herauschnitt, befinden sich in meiner kriminalistischen Sammlung.

Die Nacht vor der Hinrichtung Wanjeks verbrachte ich fast schlaflos.

C. Von Gaunern.

Ein Verbrecher muß kein Gauner sein, aber jeder Gauner ist ein Verbrecher. Das Studium dieser beiden Typen, der Ver-

kehr mit ihnen, die Erforschung ihrer Motive, ihrer Sprache, Listen und Eigentümlichkeiten ist herrlich und interessant.

Die Urheimat der Gauner ist die Leopoldstadt und die (bezüglich des Gerichtssprengels) mit ihr vereinigte Brigittenau, von meinen Freunden „die Affentürkei“ genannt. Es gibt keine Menschenklasse, welche man hier nicht finden kann. Ehrbare Geschäftsleute; Urwiener; sogenannte Kaufleute, welche nur davon leben, daß sie das Geschäft „auf die Frau schreiben lassen“; Pferdemäkler ärgster Sorte; Taschendiebe; Ringwerfer (ein eigenartiger Betrug, der hauptsächlich darin besteht, daß einer der Gauner scheinbar einen Ring verliert, der andere ihn „findet“ und einem Passanten zum Kauf anbietet); Falschspieler; Blumenmädchen schlechter und besserer Sorte, welche nie eine Blume gesehen haben; Diebe jeder Art; Leute, welche nur von der Ausbeutung der in Wien ankommenden Auswanderer leben; Kassierinnen und Schauspielerinnen, von denen ich noch niemals eine mit einer Anstellung getroffen habe; Lebensmittelfälscher; Kanalräumer, die keine sind, aber unter dieser duftigen Maske Neujahrgelder einkassieren; Ratenhändler; das zahllose Heer der sogenannten Agenten; Volkssänger; brave und elende polnische Juden; Czechen; Ungarn; Polen, Rumänen, Bulgaren und Russen — alle diese vielen Variationen von Menschen und deren noch viele mehr beherbergen diese beiden Bezirke und 98% von ihnen, d. h. soweit sie bei Gericht zu tun haben, sind Gauner.

Und mit diesen Gaunern verbringe ich jetzt schon mehr als zwölf Jahre meines Lebens und ich bin nirgends so glücklich als bei ihnen! Auf die Gefahr hin, als Streber angesehen zu werden, und obwohl ich weiß, daß es höchst unmodern ist, wage ich es auszusprechen, daß ich meinen Beruf über alles liebe, daß ich mich in Ausübung desselben wahrhaft glücklich fühle und trotzdem ich schon mehr als 30.000 Verhandlungen in der Leopoldstadt durchgeführt habe, kann ich es, während ich dies schreibe, schon gar nicht erwarten, daß die morgigen Verhandlungen beginnen. Punkt neun Uhr wird morgen begonnen werden und ich werde vielleicht nur bis halb ein Uhr sitzen, vielleicht auch bis fünf Uhr, man kann es nicht voraussagen; und im Verhandlungszimmer wird es drückend heiß werden, es wird

angefüllt sein mit Zuhörern; die Türe wird ununterbrochen auf- und zugemacht werden; der aufrufende Diener wird mich tob-süchtig machen, weil er keinen Namen richtig rufen kann; der Schriftführer wird mich ärgern, weil er zu langsam schreibt; die Verteidiger werden mich quälen; die Zeugen werden mich nervös machen, weil sie eher das wichtigste Dokument aus der Hand geben als die ganz wertlose Vorladung — aber es wird trotzdem wunderschön sein und ich werde betrübt aus dem Saale gehen, wenn alle Verhandlungen absolviert sein werden. Und dann wird essen gegangen und dann kann ich es schon nicht erwarten, zu Hause zu arbeiten, Akten zu lesen, Urteile zu verfassen, Protokolle zu korrigieren usw.; das ist so schön, wenn es schon um vier Uhr finster wird und man sich in den Abend hineinarbeiten kann!

Man wird mir es glauben, wenn ich sage, daß ich nach dieser langen bezirksgerichtlichen Praxis mir einige Routine angeeignet habe. Ich komme sogar, wenn ich bei der Wahrheit bleiben will, in die unangenehme Lage, mich loben zu müssen; aber ich muß es hier bis zu einem gewissen Grad tun, um das Folgende verständlich zu machen, und so kann ich es nicht verschweigen, daß ich als Richter nicht den schlechtesten Ruf genieße; daß viele Advokaten mich aufsuchen, um sich mit mir zu beraten; daß ich bei den Parteien nicht unbeliebt und bei den Kollegen geschätzt bin. Ich habe im Kapitel „Bruck a. d. Leitha“ auch eines Briefes erwähnt, den mir der damalige Staatsanwalt Kleeborn schreiben ließ; meine Amtszeugnisse sind zwar, wie ich ebenfalls schon berichtete, verbrannt, aber ich kann versichern, daß sie gut waren, und es kennen alle beteiligten Personen meine Vorliebe für Strafsachen und scheue ich mich gar nicht zu sagen, daß ich für diesen Zweig der Justiz auch begabter bin als für Zivilsachen. Und doch! Als ich nun vor drei Jahren zum Landesgerichtsrat ernannt wurde, wäre es das Normale gewesen, daß ich wieder Untersuchungsrichter beim Strafgericht geworden wäre. Alle Kollegen scheuen diese Stellung und sind unglücklich über eine solche Zuteilung, aber es ist das Gewöhnliche. Ich strebte sie an. Kein Mensch zweifelte daran, daß man froh darüber sein werde, jemanden gefunden zu haben, der das

erreichen will, wozu man andere zwingen muß. Professor Haberdar, unser glänzender Gerichtsarzt, und Hofrat Stukart, welche mich von meiner früheren Tätigkeit als Gerichtsadjunkt her kannten und damals länger als drei Jahre in allen den großen, in dem vorhergehenden Abschnitt beschriebenen Fällen mit mir gearbeitet hatten, gratulierten mir schriftlich zu meiner Ernennung und sprachen hiebei beide den Wunsch aus, mich jetzt wieder im Landesgericht begrüßen zu können. Ich wollte meiner Sache ganz sicher sein und wendete mich, was vollkommen ungewöhnlich ist, an einem Beamten des Justizministeriums mit der Bitte, dahin zu wirken, daß ich dem Strafgericht zugeteilt werde; denn die unmittelbare Verfügung hierüber trifft der Präsident des Landesgerichtes. Dieser Beamte telephonierte in meiner Gegenwart in diesem Sinn dem Präsidenten und — ich konnte es trotz aller Vorbedingungen prompt nicht durchsetzen! Niemand wollte es für möglich halten. Wenn ich dies damals erreicht hätte, wäre ich heute nicht weit von der Stelle eines Vorsitzenden und könnte auch weiterhin noch Erfolge erzielen. Da dies aber nicht der Fall ist, werde ich beim Bezirksgericht endigen. Zum Zivillandesgericht, was eher als Bevorzugung gilt, hätte ich nach meiner Ernennung zum Landesgerichtsrat sofort kommen können; dies wollte ich nicht, weil diese Stellung meiner Neigung und meinen Fähigkeiten weniger entsprochen hätte; denn es wird kaum einen Richter geben, der sich nicht für Straf- oder Zivilsachen entscheiden muß. Ich wählte das von den meisten gemiedene Fach; ich strebte eine Stelle an, die wahrlich auch keine Sinekure gebildet hätte und wahrscheinlich noch mehr Anforderungen an mich gestellt haben würde als jede andere — es ging nicht. Ich werde nie mehr werden, als ich jetzt bin; aber wenn ich schon keine anderen guten Eigenschaften in den Beruf bringe, so ist dies mindestens die ehrliche, heiße Liebe zu ihm, die Verehrung, das Übergehen des Auges, das Doktor Glaser so richtig erfaßt, und nach meiner bescheidenen Ansicht sollte man Beamte, die von derartigen Gefühlen beseelt sind, fördern, nicht aber sie unterdrücken; man sollte einmal mit dem Grundsatz brechen, daß das erste Gebot für die Verwaltung darin bestehen soll, daß der Beamte unzu-

frieden sein muß; man sollte Beamte, die ja ohnehin so elend bezahlt werden, bei gutem Humor erhalten und sie nicht verbittern. Eines habe ich nunmehr doch erreicht; nämlich das, daß ich im Nichterreichen einen Rekord erzielt habe und daß ich mir da von gar niemandem dreinreden lasse; nichts erreichen kann ich und in derartigem Maße kaum ein anderer.

Doch kehren wir lieber zu meinen goldenen Gaunern zurück. Die kränken mich nicht, die zittern vor mir und haben mich doch gern, wie ich aus ganz sicheren Quellen weiß; bei denen habe ich Geltung, bei ihnen fühle ich mich in meinem richtigen Fahrwasser.

Ich will einige ihrer Typen und der Erlebnisse herausgreifen, welche das Interesse der Leser erwecken könnten, denn meines erweckt jeder Mensch, jeder Fall, es gibt keine uninteressante Verhandlung, nur scheinbar kann dies dem Laien so vorkommen.

Über Diebe könnte ich ein eigenes Lehrbuch schreiben. Vor allem ist es schon äußerst interessant zu beobachten, wie das Prinzip der Arbeitsteilung unter ihnen streng durchgeführt wird. Es gibt Einbrecher, Taschen-, Laden-, Hotel-, Eisenbahn-, Warendiebe etc. Dann gibt es sogenannte „Fetzer“, welche Kleider, Schuhe usw. an sich nehmen, wenn sie bei Trödlern vorübergehen, die solche Gegenstände vor ihren Geschäften zur Schau stellen. Weiters findet man oft „Leichenfledderer“, welche nur Schlafende bestehlen (ich besitze das „Handwerkszeug“ eines solchen, bestehend aus einer Schere und einem dolchartigen Messer zum eventuellen Aufschlitzen der Taschen); ferner „Stiegenläufer“, welche nur Fußdecken von den Stiegenhäusern nehmen und Metallbestandteile der Beleuchtungskörper und Wasserleitungen. Ich habe einmal als ganz besondere Spezialität einen Mann gefunden, der immer nur in Ställen gestohlen hat, und zwar Pferddecken und -geschirre, Pfeifen, Röcke, Peitschen der Kutscher etc. Und nie wird ein Dieb dem anderen Konkurrenz machen, nie wird ein Taschendieb in einem Hotel stehlen, nie ein „Leichenfledderer“ einen Einbruch begehen etc. Auch unter den Frauen gibt es Diebsspezialitäten, z. B. die Markt-

diebinnen und solche, welche nur deshalb die Bekanntschaft von Männern machen, um sie zu bestehlen. Ich habe beobachtet, daß man einer Frau, welche man zum erstenmal sieht, es oft anmerken kann, ob sie eine Diebin ist; es liegt etwas Undefinierbares in ihrem Blick; bei Männern gelang mir dies nur bei Taschendieben. Diese bilden entschieden die interessanteste Spezialität unter den Dieben und ich habe ihnen fast ein Studium gewidmet. Der Taschendieb ist der verwegenste Dieb, denn er weiß ja nie, welchen Wert die Beute haben wird. Er kann vielleicht nur eine Geldbörse mit zwei Kronen ziehen, vielleicht eine Briefftasche mit vielen Tausendern; er kommt vielleicht vor das Bezirksgericht, wo er zu wenigen Tagen Arrests verurteilt wird, vielleicht vor die Geschworenen, wo er ebenso viele Jahre schweren Kerkers zugemessen erhalten kann. Der Taschendiebstahl ist aber auch der schwerste aller Diebstähle, er ist sogar schwerer durchzuführen als ein Einbruchsdiebstahl. Denn zur Ausführung des letzteren stehen dem Täter oft Stunden zur Verfügung, der Taschendiebstahl muß das Werk eines Momentes sein, der ausgenützt werden soll im Gedränge, oft unter hundert von Leuten, meistens bei Tageslicht. Und wie schwer muß es sein, einem Menschen in die Hosen- oder Brusttasche zu greifen, ohne daß dieser es fühlt! Der Taschendieb weiß, daß die Wiener Polizei ihm scharf auf den Fersen ist, und tut natürlich alles, um ihr zu entinnen. So wird der tüchtige „Arbeiter“ nie allein sein, sondern in Gesellschaft eines Komplizen; diesem wird er die Beute so rasch als möglich zustecken, damit sie, wenn er ertappt wird, nicht mehr bei ihm gefunden werden kann, so daß er vielleicht mit Erfolg die Tat leugnen mag. Aber auch der Polizeiagent, der „auf Taschendiebe“ in den Wurstelprater, an Sonntagen zu gewissen Haltestellen der Elektrischen, in die Stephanskirche geht, wird nicht allein sein, sondern in Begleitung eines Kollegen: denn es gibt, wenn sie hiebei Erfolge erzielen wollen, sehr viel zu tun. Haben die Polizeiagenten einmal jemanden aufs Korn genommen, so beobachten sie ihn eine Zeitlang, was auch nicht leicht ist, da der Dieb dies leicht merkt. Haben sie ihn nun in flagranti ertappt, so muß einer von ihnen sobald als möglich den Täter

festnehmen, damit er sich der Beute nicht entledigt; der zweite Agent muß sich des Beschädigten versichern, muß ihn fragen, ob ihm etwas fehle, seinen Namen notieren, damit er als Zeuge vernommen werden kann usw. Dies gibt schon so viel zu tun, daß der Komplize beinahe immer inzwischen verschwinden wird. Und da habe ich nur den einfachsten Fall beschrieben; denn oft wird es mehrere Beschädigte geben, weil man nicht sofort verhaften konnte, oft wird es nur zum Versuch gekommen sein; oft haben die Beobachter gerade nicht den Griff in die Tasche gesehen, aber aus anderen Momenten die Überzeugung gewonnen, daß der Betreffende gestohlen habe, weil er sich auffallend an jemanden herandrängte etc. Die Wiener Polizeiagenten sind hierfür treffliche Fachmänner und ich habe viele Sonntage mit ihnen im Wurstelprater verbracht, um ihre Tätigkeit zu beobachten. Rischawy, ein ehemaliger Sicherheitswachmann, ist ein ausgezeichnete Kriminalist. Er kennt im Prater jeden zweiten Menschen und seine Vorstrafen. Seine Spezialität sind Taschendiebe, für diese hat er eine unglaubliche Witterung. An einem schönen Frühlingsnachmittag ging ich wieder einmal mit ihm in den Wurstelprater. Vielleicht 30.000 Leute waren schon an uns vorübergezogen, an denen gar nichts Besonderes zu sehen war. Plötzlich kamen zwei Burschen, die aussahen wie die anderen 30.000; Rischawy jedoch, der diese Bursche vorher nie gesehen hatte, flüsterte mir zu: „Das sind Ungarische!“ Mit diesem Worte werden nämlich im Wiener Polizeiargon ungarische Taschendiebe bezeichnet und es ist nicht zu leugnen, daß die meisten Taschendiebe Ungarn sind. Wir verfolgten nunmehr die beiden eine Weile, jedoch bat mich Rischawy, ich möge zurückbleiben, da ich zu groß sei und er glaubte, bemerkt zu haben, daß mich die Burschen kennen (daß ich im Prater sehr bekannt bin, erschwert mir die Beobachtungen). Ich hielt mich tatsächlich immer beiläufig 30 Schritte hinter ihm und so gingen wir von einer Bude zur anderen, wo sich die Verfolgten wirklich immer dorthin stellten, wo das ärgste Gedränge war. Nach kurzer Zeit löste sich Rischawy aus der Menschenansammlung los und hielt mit jeder Hand einen Taschendieb fest; es war ihm also gelungen, zwei Menschen, die er zum

erstmals sah, sofort als Taschendiebe zu erkennen! Seine Hilfen waren, daß er beobachtete, wie sie während des Gehens „gestochen“ und „angeklopft“ haben. „Stechen“ heißt, daß sie mit ihren Augen immer dorthin blicken, wo sie bei den Passanten die Taschen vermuten, in denen die Geldbörsen enthalten sind; „anklopfen“ bedeutet, daß sie Vorübergehende leise mit der Hand an derartigen Stellen berühren, um zu fühlen, ob eine Geldbörse zu spüren ist. Diese beiden Tätigkeiten entfalten derartige Leute auch beim bloßen Spazierengehen, rein mechanisch, und dadurch hatten sie sich auch damals verraten; denn wo ich sie mit Rischawy zuerst sah, hätten sie nach der Situation gar keinen Diebstahl begehen können, dort sind sie tatsächlich nur promeniert. Und trotz meiner vielen Exkursionen, die ich unternommen habe, ist es mir eigentlich nie gelungen, den wirklichen Griff in die Tasche und das Herausziehen der Beute zu sehen. Einmal nur beobachtete ich einen Mann hiebei; aber er griff immer vergebens, machte die Sache ungeschickt und erwischte nie etwas. Da er sehr reduziert aussah, fühlte ich Mitleid mit ihm; ich schenkte ihm zwei Gulden und sagte ihm, er solle dieses Metier aufgeben, denn er könne es zu nichts bringen, und solle lieber fortgehen. Er befolgte meinen Rat und verließ den Prater. Damals befand ich mich in Begleitung eines gewissen Birnbaum. Dieser ist eigentlich Geschirrhändler, hat aber nur eine wirkliche Leidenschaft, das ist das Ertappen von Taschendieben. Er kann über kein anderes Thema sprechen und nachdenken, für ihn gibt es nur Taschendiebe und Nichttaschendiebe. Er hat schon viele hundert solcher Diebe der Polizei übergeben, es dürften sogar schon tausend sein. Als ich einmal mit ihm im Prater herumging, sah ich meinen Vater und sagte zu Birnbaum: „Der alte Herr kommt mir verdächtig vor; gehen Sie ihm nach!“ Nach einiger Zeit kehrte er enttäuscht zurück und sagte, dieser Herr dürfte eher ein Bauernfänger sein, weil er so bieder aussieht.

Aber nicht nur in den Wurstelprater bin ich den Gaunern nachgegangen, sondern noch an manche andere Orte. Ich habe viele sogenannte polizeiliche Streifungen mitgemacht und hiebei oft interessante Dinge gesehen. Einmal beteiligte ich mich an

einer großen Streifung durch den ganzen Prater, welche mit Polizeihunden veranstaltet wurde. Dieses Unternehmen dauerte von 11 Uhr nachts bis 3 Uhr früh. Wir suchten mit Hilfe der Hunde die armen Leute, die im Freien übernachteten, kamen aber allerdings hierbei zufällig nur auf ganz kleine Verbrecher. Das Arbeiten der Polizeihunde war wundervoll. Ferner machte ich Streifungen durch die Nachtlokale der Leopoldstadt mit und sah hier viele überaus interessante Gestalten. Und einmal revidierten wir die Massenquartiere und was ich hier an Elend sah, läßt sich nicht schildern. Die Interieurs erinnerten alle an Gorkis „Nachtasyl“, sogar der Paralytiker fehlte nicht, er war ein polnischer Jude, der immer auf- und abging und keine Ruhe fand, weil man ihm angeblich seine Gebetsriemen gestohlen hatte.

Am Morgen nach dieser Exkursion entdeckte man bei einer flüchtigen Visitation meines Bettes in diesem achtzehn Flöhe!

Man wird es mir glauben, wenn ich sage, daß ich die Leopoldstadt genau kenne. Ich kenne ihre Straßen und die meisten ihrer Bewohner, ich kenne alle Lokale und fast alle deren Besucher. Ich besitze eine gewisse Beobachtungsgabe und diese habe ich gerade für meinen Beruf durch ein gewisses Trainieren derartig ausgebildet, daß ich behaupten kann, ich wäre ein glänzender Polizeihund geworden. Hierin werde ich durch ein sehr gutes Gedächtnis unterstützt und diese Eigenschaften tragen dazu bei, daß ich mich in vielen Fällen rasch orientieren kann, so rasch, daß es die Angeklagten (oder Zeugen usw.) gar nicht fassen können. Ich errate oft förmlich die Hausnummer des von dem Betreffenden bewohnten Hauses, seine Abstammung, seinen Geburtsort usw. Ich habe z. B. gelernt, daß, wenn jemand Am Tabor wohnt, dies nur im Haus Nr. 22 sein kann; in der Odeongasse nur Nr. 5, in der Rueppgasse Nr. 38 usw. Es ist einmal ein Mann vor mich getreten, von dessen Existenz ich niemals eine Ahnung hatte. Er sagte, er sei Tischler und wohne im zehnten Bezirk, Quellengasse. Hierauf sagte ich keck: „Nummer 108“, was er bejahte. Ich wußte damals noch gar nicht, daß die Quellengasse so viele Nummern besitze, aber es schrie förmlich in mir nach „108“. Ich erkenne

es sofort, wenn jemand in der Nähe von Ungarisch-Hradisch geboren worden ist, weil diese guten Leute ihren eigenen Typus haben, und es ist einmal ein Mann gekommen, den ich nie früher gesehen habe und der nichts sagte als „Guten Tag!“, worauf ich ihm sofort ins Gesicht sagte, er sei aus dem Eisenburger Komitat gebürtig, was richtig war. Ich habe an Personen, die ich niemals gesehen habe, sofort erkannt, daß sie pensionierte Eisenbahnbeamte oder Pferdehändler sind, von Kutschern und Kellnern gar nicht zu sprechen. Bei letzteren sieht man immer (auch ohne Frack) eine große, weiße Hemdbrust und sie tragen stets schwarze Krawatten; auch Schuster, Schneider und Friseur habe ich oft nach ihrem Äußeren erkannt und auch für manche Sittlichkeitsdelikte habe ich einen guten Blick. Auch darin, ob jemand geisteskrank ist, habe ich mich selten getäuscht. Oft errate ich auch die Vornamen der Eltern und einmal habe ich den Familiennamen einer Person erraten. Ich kann dies alles nicht erklären, aber es ist so und ich darf dieses alles erzählen, denn das sind keine Leistungen, sondern Fertigkeiten, Routine oder ähnliches, worauf man nicht stolz sein kann.

Ich will mir erlauben, eine Probe meines Gedächtnisses und eine zu geben, welche sich auf meine Eigenschaft als Polizeihund bezieht. Im Jahre 1909 (die Jahreszahl ist wichtig) hatte ich einen Zivilprozeß durchzuführen. Der A hatte den B geklagt, weil er dem letzteren angeblich 100 K geliehen hatte. B bestritt dies, A behauptete es, Zeugen oder Urkunden waren nicht vorhanden — wem sollte ich glauben? Da sah ich mir den Kläger genauer an und fragte ihn, ob er — in irgendeiner Eigenschaft — schon einmal bei mir gewesen sei? A leugnete. Darauf fragte ich ihn: „Waren Sie nicht am 25. Mai 1903 (also vor sechs Jahren) in der und der Ehrenbeleidigungsverhandlung als Zeuge vor mir?“ A mußte betroffen bejahen; ich glaubte ihm nichts und wies seine Klage ab.

Einmal hatte ich einen Mann, den ich vorher niemals gesehen habe, als Zeugen zu vernehmen. „Wie heißen Sie?“ „Julius Keresy.“ „Wie alt sind Sie?“ „44 Jahre.“ „Wo wurden Sie geboren?“ „In Raab.“ Nach einigen Sekunden Nachdenkens sagte ich: „Sie haben früher Kohn geheißt, haben beim

19. Infanterieregiment gedient und sind Winkelschreiber!“ Der Ex-Kohn: „Alles stimmt!“ — Für fast alle diese Dinge, die wie Erraten aussehen, habe ich natürlich psychologische Hilfen, denn ich bin alles eher als ein Zauberer oder Mystiker.

Eines Tages wurde mir als Häftling ein Mann wegen „Chilfenerns“ vorgeführt, d. h. er wurde beschuldigt, beim Geldwechseln eine Betrügerei dadurch begangen zu haben, daß er die zum Wechseln hingereichte Geldnote wieder an sich nahm. Ich fragte ihn nach seinen Vorstrafen und er behauptete, unbescholten zu sein. Ich durchbohrte ihn mit meinem Blick und sagte hierauf ganz sicher: „Sie sind schon wegen Taschendiebstahls bestraft worden!“ Der Mann leugnete. Dann habe ich aber nach einigen Tagen das Vorleben des Betreffenden weiter durchforscht und hiebei festgestellt, daß er schon mehrmals wegen Taschendiebstahls bestraft worden war. An ihm war es mir aufgefallen, daß er sehr nachlässig und dürftig gekleidet war, jedoch gepflegte Hände mit langen Fingern hatte; außerdem war er aus Ungarn zugereist.

Ganz ungläublich ist es, welche Rolle der Zufall in Kriminalsachen spielt. Der unfaßbarste war der folgende: Im Jahr 1893 wurde in Mariahilf ein Ehepaar ermordet; man schöpfte Verdacht gegen einen Mann, der bei den Leuten übernachtet hatte, und führte ein lange Untersuchung, jedoch wurde das Verfahren eingestellt, weil ein präziser Beweis gegen den Verdächtigen nicht zu erbringen war. Dann hörte man zehn Jahre lang nichts von dieser Angelegenheit. Im Jahre 1903, als ich Untersuchungsrichter beim Strafgericht war, ereignete es sich, daß der Staatsanwalt einmal die Weiberstrafanstalt in Wiener-Neudorf inspizierte. Da trat eine ältere Frau vor und teilte ihm mit, daß sie genau wisse, wer vor zehn Jahren den Mord an dem Ehepaar E. verübte, es sei ihr damaliger Geliebter Z. gewesen, er habe ihr oft davon erzählt; Z. befinde sich derzeit in Stein, weil er einen großen Diebstahl begangen habe. Diese Mitteilung konnte natürlich nicht unbeachtet bleiben und es wurde gegen Z. die Untersuchung wegen Mordes eingeleitet, die mir übertragen wurde. Vorerst verschaffte ich mir den Akt aus dem Jahre 1893 und fand hier auf der ersten Seite ein Protokoll über einen Lokal-

augenschein, der unmittelbar nach der Tat vorgenommen worden war. Hier erregte besonders eine Stelle meine Aufmerksamkeit, nämlich die, in welcher konstatiert wurde, daß man in einer Blutlache den Abdruck eines Fußes fand, der nur vier Zehen gehabt haben konnte. Die Sache wurde als sehr wichtig und interessant behandelt und ich fuhr selbst nach Stein, um Z. hier zu vernehmen, was ein ziemlich seltener Vorgang ist. Z. leugnete, bestritt jeden Zusammenhang mit der Tat und bezeichnete die Angaben der Anzeigerin als Verleumdung. Nachdem ich ihn ausführlich verhört hatte, kam der große Moment, von dem ich gestehe, daß er mich in Spannung versetzte. Ich sagte zu Z.: „Ziehen Sie jetzt die Stiefel aus!“ Ich hatte meine Augen schon auf den seltenen Anblick von vier Zehen vorbereitet, aber was sahen sie? Nicht vier, nicht fünf, sondern sechs Zehen hatte dieser Mann an jedem Fuße und zum Überfluß noch sechs Finger an jeder Hand! Ich suche jemanden mit vier Zehen und er hat sechs! Mir ist nicht zu helfen!

Ein harmloserer Fall: Aus Gairing an der ungarisch-mährischen Grenze kommen häufig Bauern mit Erdäpfeln nach Wien. So fuhr auch vor vier Jahren ein Bauer mit seinem Wagen in die Stadt, der beladen war mit in Säcke gefüllten Erdäpfeln. Irgendwo in der Brigittenau hielt er vor einem Haus, in dem er mehrere Säcke an verschiedene Parteien zu liefern hatte. Auf der Straße bietet sich ihm ein Mann dazu an, ihm beim Abladen zu helfen. Erster Zufall: Dieser Mann hieß Gairinger! Außerdem war Gairinger aber ein Gauner und wollte einen der Erdäpfelsäcke stehlen. Er nahm ihn zu diesem Zwecke vom Wagen, lud ihn auf seine Schultern, trug ihn in das Haus und öffnete die erste Wohnungstüre, an der er vorüberging. Hier traf er eine Frau und legte den Sack bei ihr ab, ohne ein Wort zu sprechen. Zweiter Zufall: Diese Frau wunderte sich hierüber gar nicht, denn sie hatte auch Erdäpfel bestellt gehabt und zwar, wie sich später herausstellte, auch in Gairing, jedoch nicht bei diesem Lieferanten!

Johann Günser befand sich beim Bezirksgericht Leopoldstadt in Haft. Der Bursche hatte eine Kopfbreite von 15 *cm*, einen Kopfumfang von 56 *cm*, eine Schulterbreite von 42 *cm*, einen Brustum-

fang von $81\frac{1}{2}$ *cm* und eine Höhe von $1\cdot61$ *m*. In der Nacht vom 18. zum 19. Mai 1911 drehte sich Günsler irgendwelche Wäschestücke zusammen und ließ sich durch eine Öffnung des vergitterten Fensters hinab, um durchzugehen. Diese Öffnung war 15, sage fünfzehn Zentimeter breit und 47 *cm* lang und durch diese brachte er den ganzen Körper hindurch! Man sagt, daß durch jene Öffnung, welche der Kopf passiert, auch der ganze Körper eines Menschen schlüpfen kann, und das scheint wahr zu sein, denn möglicherweise war der Kopf um einen Millimeter schmaler, als ich es messen konnte. Aber der Zufall spielte mit: Günsler ließ sich um viertel vier Uhr früh hinab, an dem Fenster des Gefangenenaufsehers vorbei und gerade an diesem Tage erwachte der Aufseher gerade in diesem Momente und vereitelte die Flucht.

Psychologisch äußerst interessant sind die Briefe und die poetischen Ergüsse der Gauner. Ich besitze Sammlungen beider Arten und überdies noch von Wörterbüchern der Gaunersprache, welche mir verschiedene Verbrecher zusammenstellten. Typisch für die Briefe ist, daß sie fast alle beginnen: „Liebe Kathi! Mit tränenden Augen ergreife ich die Feder“ und schließen: „Jetzt habe ich noch eine letzte Bitte in diesem Leben an Dich: Laß mir mein Hemd waschen und die blaue Montur!“

In den Zellen fand ich auf die Wände folgende Verse aufgeschrieben:

„Glücklich ist,
Der vergißt,
Daß er eingesperrt ist!“

Dann:

„So leb' denn wohl,
Du scheußlich Haus,
Ich zieh von dir
Vergnügt hinaus!“

Und endlich:

„Wer niemals ein Kommißbrot aß,
Wer niemals auf der Pritsche saß,
Nie Posten stand bei Sturm und Wind,
Der weiß nicht, was Soldaten sind!“

Ich kann diesen Abschnitt nicht beschließen, ohne noch eine Spezialität von Menschen zu erwähnen, die keine eigent-

lichen Gauner, aber in gewissem Sinne ärger als die Gauner sind, das sind die sogenannten Querulanten. Unter diesen versteht man Personen, deren Lebensberuf darin besteht, selbst zu klagen oder sich klagen zu lassen; Personen, welche sich nur dann wohl fühlen, wenn sie seitenlange schriftliche Eingaben machen und in diesen recht viele Paragraphen zitieren können; wenn es ihnen gelingt, den Gegner, vor allem aber den Richter fast zu Tode zu quälen. Die Querulanten stehen tatsächlich oft gerade an der Grenze zwischen Kriminal und Irrenhaus, oft aber sind sie nur einfach schlecht und boshaft. Querulanten sind stets hochintelligente Personen, besitzen oft verblüffende Gesetzeskenntnis und werden sich im Leben niemals einen Vertreter nehmen; sie würden hiebei ersticken. Aber es sind dies durchaus gefährliche Menschen, die den Richtern arge Unannehmlichkeiten bereiten können. Jedes Gericht hat seinen Hausquerulanten, das Bezirksgericht Leopoldstadt hat deren viele. Die hervorragendsten Typen derselben sind Ephraim Wahrhaftig und Sarah Iltis. Wahrhaftig hat mich Jahre hindurch gefoltert. Ich habe ihn einmal wegen Ehrenbeleidigung zu vierzig Kronen verurteilt und das kann er nicht verwinden. Er hat mich jahrelang bekämpft. Er hat voluminöse Gesuche überreicht, in denen er erst nur mich und, als er dies nicht erreichen konnte, das ganze Gericht ablehnte. Er schrieb über mich: „Ich will einen Richter arischer Konfession, ich brauche keinen Richter, der ‚pickt‘.“ Dann machte er sogar gegen mich eine Anzeige wegen Verbrechens des Mißbrauches der Amtsgewalt unter genauer Zitierung der betreffenden Gesetzesstelle und den Gerichtsvorstand lehnte er einmal mit der Bemerkung ab, daß dieser Mann schon längst den „blauen Bogen“ haben sollte. Dabei rühmt er sich, und zwar mit Recht, daß er alle Gesetze kenne, von Moses bis heute, und daß er dazu da sei, um Herz und Nieren der Richter zu prüfen.

Sein weibliches Gegenstück ist Frau Sarah Iltis, die aussieht wie ein weinender Windhund. Sie führt ewig Prozesse mit ihrer Schwester und hat oft Konflikte mit der Wache. Sie haßt mich ebenfalls wie die Pest, verlangt die Führung eines „Nebenprotokolles“ und die „Ausweisung“ des Journalisten. Einmal

bat sie mich, eine Bemerkung zu protokollieren, und als ich ihr sagte, daß dies schon geschehen sei, replizierte sie: „Ich wette mit Ihnen, daß das nicht wahr ist!“ Sarah Iltis hat durch ihr gräßliches Wesen ihren Mann dazu gebracht, einen Selbstmordversuch zu begehen. Als sie den Knall des Schusses hörte, in das betreffende Zimmer ging und ihn blutend, aber lebend liegen sah, waren ihre einzigen Worte: „Du bist kein Tell!“

Ich habe mir eine dicke Haut anezogen, lasse diese Leute mich ruhig beschimpfen und befehligen, wie sie wollen. Wenn es vor Publikum geschieht, muß ich ihnen eine Strafe auferlegen, die ich ihnen später meistens nachsehe; aber wenn es nur unter vier Augen geschieht, denke ich mir, daß dies ja doch arme Teufel sind, und denen will ich nicht weh tun. Auch als mir eine Frau einmal zurief: „Hab' mich gern, Du gschertter Aff, Du blöder Hund!“ sagte ich zu dem Justizsoldaten nur, er solle die Frau schnell hinausführen.

D. Ehrenbeleidigungen.

Ich habe statistisch festgestellt, daß die Hälfte der Ehrenbeleidigungen, die zur gerichtlichen Austragung gelangen, ihren Ursprung bei der Wasserleitung, in der Waschküche oder in ähnlichen Lokalitäten haben. An diesen Prozessen sind beinahe immer die Hausmeisterleute beteiligt und 60% der Klagen erschöpfen sich durch die Trias „Schlampen, Fetzen, Kanaille!“

Nie geht es vor Gericht leidenschaftlicher zu als an Dienstagen, den Tagen meiner Ehrenbeleidigungsverhandlungen. Der Laie kann sich keine Vorstellung davon machen, zu welchen wüsten Szenen und tobenden Exzessen es hiebei schon gekommen ist; aber auch nicht davon, welche Meere von Widerwärtigkeiten, welche Romane und Dramen sich vor mir entrollen. Man glaube nicht, daß Ehrenbeleidigungssachen unwichtig seien; denn in ihnen handelt es sich überaus oft um Vorfragen, die dann in einem Ehescheidungsprozeß verwertet werden; um die Erhärtung von Beschuldigungen, die dann, wenn der Wahrheitsbeweis gelingt, zur Einleitung von Amtshandlungen gegen den Kläger führen (habe ich es doch einmal erlebt, daß ein Wahr-

heitsbeweis für die Beschuldigung des Raubmordes angetreten wurde); es handelt sich oft um das Glück einer Ehe, um das Zustandekommen einer solchen, kurz um die wichtigsten Lebensfragen. Ich will einige Beispiele dafür anführen, zu welchen Konsequenzen Ehrenbeleidigungsverhandlungen führen können.

Einmal wurde ein reicher, großer Getreidehändler wegen Ehrenbeleidigung geklagt, begangen dadurch, daß er in einen Geschäftsbrief einen beleidigenden Passus aufgenommen hatte. Der Mann verteidigte sich dahin, daß er zwar den Brief seiner Korrespondentin diktiert habe, jedoch nicht die inkriminierte Stelle, sie müsse diese aus Eigenem hinzugefügt haben. Ich mußte die Korrespondentin als Zeugin vernehmen, was für sie unbedenklich war, da das Klagerecht gegen sie bereits verjährt gewesen ist. Ich machte ihr, da ich an die Sache nicht recht glauben konnte, vor ihrer Vernehmung eine sehr eindringliche Wahrheitserinnerung und sie bestätigte vorerst prompt die Verantwortung des Angeklagten. Als ich ihr aber noch wärmer zuredete, die Wahrheit zu sagen, und sie beschwor, nicht das Verbrechen der falschen Aussage zu begehen, knickte sie zusammen und gestand, daß ihr Chef, der Angeklagte, sie zu dieser unrichtigen Angabe verleitet habe. Ich erkannte in diesem Tatbestand ein Schulbeispiel des Verbrechens der Verleitung zu einer falschen Aussage und da sich die ganze Sache vor der breitesten Öffentlichkeit abgespielt hatte, blieb mir gar keine andere Wahl, als den Beschluß zu verkündigen, die Angelegenheit an die Staatsanwaltschaft zu leiten. Der Mann erblaßte, die Verhandlung war vorläufig beendet. In der Folge besuchte mich seine Frau, die eine noch immer hübsche und feine Person war, und beschwor mich, meinen Beschluß rückgängig zu machen, was mir jedoch unmöglich war. Und als sie fortging, ließ sie ein geschlossenes Kuvert auf meinem Schreibtisch liegen. Ich bekam eine schreckliche Angst davor, daß sie mir Geld geben wollte, rief sie zurück und öffnete das Kuvert in ihrer Gegenwart. Es enthielt — Gott sei Dank — kein Geld, sondern einen rührenden Brief, in welchem sie ihre Bitte in herzerreißenden Tönen wiederholte. Ich konnte ihr nicht helfen, ohne mich einer Gefahr auszusetzen. Die Untersuchung gegen den Betref-

fenden wurde eingeleitet, er nahm sich den alten Doktor Neuda als Verteidiger und die Sache wurde eingestellt; wieso, ist mir ewig ein Rätsel geblieben. Aber der arme Mann, der schon lange herzkrank war, ist vor Aufregung gestorben — aus Unverstand, denn er hätte höchstens eine Strafe von 200 K zu erwarten gehabt!

Vor nicht gar langer Zeit, es war anlässlich der letzten Reichsratswahlen, wurden einige in politischen Kreisen bekannte, der liberalen Partei angehörige Personen von einem christlich-sozialen Schuldiner geklagt, weil sie ihn am Tage der Wahl des Wahlschwindels beschuldigt hatten. Die Verhandlung, die beiläufig sieben Stunden lang dauerte und bei der es sehr stürmisch zuging — es intervenierten fünf Advokaten —, gipfelte darin, daß die Angeklagten einen Wahrheitsbeweis führten und als letzten Trumpf die Vernehmung eines Zeugen bei mir durchsetzten, der haarsträubende Angaben über angeblich begangene Wahlbetrügereien machte; er erzählte von Hunderten von gefälschten Wahlpapieren, nannte die Namen der Fälscher usw. Ohne mich in eine Kritik der Glaubwürdigkeit dieses Zeugen einzulassen, hörte ich dies alles erstaunt an und sagte schließlich: „Da muß man sich ja an den Kopf greifen!“ Diese Äußerung wurde von allen Parteien grundfalsch aufgefaßt. Die Christlichsozialen gerieten in Wut, weil sie glaubten, ich wollte die Angaben des Zeugen als bare Münze hinnehmen; die Liberalen wieder meinten, ich wollte die Gegenpartei brandmarken, und beide hatten Unrecht. Ich wollte gar nichts zum Ausdruck bringen, als daß der Zeuge, wenn er unwahr spreche, das Verbrechen der falschen Aussage oder auch der Verleumdung begehe; daß aber, wenn er die Wahrheit sprach, dies wirklich unfaßbare Dinge seien; ob er aber die Wahrheit gesprochen habe, darüber konnte ich mich nicht aussprechen, denn dies wußte ich ja damals noch gar nicht. Ich verurteilte die Angeklagten, weil der Wahrheitsbeweis nicht gelang, und mich erreichte die Rache von beiden Seiten. Die „Neue Presse“ brachte einen Leitartikel, in dem es von mir hieß, der Richter, ein unabhängiger Mann, hat endlich mit einer Fackel hineingeleuchtet in den christlichsozialen Sumpf; der „Döblinger Bezirksbote“ brachte mein Bild (es hätte ebensogut

das des lieben Augustin sein können); die Liberalen trieffen von Süßigkeit; die Christlichsozialen aber brachten Leitartikel gegen mich (es stand darin: „Der Richter heißt ja ‚Pick‘“ etc.), interpellierten im Landtag und — an dem Tage, an welchem Benedikt in der Presse mich ansang, erschien beim Justizminister unser braver, guter Bürgermeister Weiskirchner und verlangte meine Amovierung, womit er jedoch kein Glück hatte.

Dies waren nur zwei Beispiele von den Dimensionen, welche die anscheinend unbedeutenden bezirksgerichtlichen Ehrenbeleidigungsverhandlungen annehmen können, und ich wäre in der Lage, noch viele derartige Fälle anführen zu können. Da kann man sich nicht wundern, wenn es sich gar häufig ereignet, daß Frauen von hysterischen Krämpfen befallen werden und bewußtlos zusammenstürzen, so daß die Rettungsgesellschaft intervenieren muß, und einmal ist es sogar vorgekommen, daß ein Mann vor meinen Augen vom Schlag getroffen wurde. Man erzählt sich, daß ich damals dem Schriftführer diktierte: „Sohin erleidet der Zeuge einen apoplektischen Anfall.“

Einige Worte will ich an dieser Stelle über die Advokaten sagen, weil sie in Ehrenbeleidigungsprozessen am häufigsten intervenieren. Ich bin, ehrlich gesagt, kein großer Verehrer derselben, obwohl ich fast stets sehr gut mit ihnen auskomme. Ich finde, daß sie meistens nicht die Würde ihres Berufes erfassen, zu viel den Geschäftsmann hervorkehren und sich oft undiszipliniert benehmen. Aber ich habe auch goldig gute Menschen unter ihnen getroffen, Männer, welche mir oft die Tränen in die Augen brachten und deren ich ewig in Verehrung gedenken werde. Es gibt fürchterlich arme Individuen in diesem Berufe und ein Advokat hat sich einmal von meinem Schreiber ein Gollasch zahlen lassen. Ich machte dann eine Sammlung für ihn und schickte ihm anonym einen Geldbetrag. Ich bin auch schon arg gekränkt worden von den Advokaten; aber in dieser Richtung bin ich wirklich abgeklärt und es muß schon besonders wüst zugegangen sein, wenn ich über einen Anwalt eine Ordnungsstrafe verhängt habe. Einmal verurteilte ich einen Advokaten wegen Ehrenbeleidigung und als er dann in meine Kanzlei kam, um sich das Protokoll abzuschreiben, und ich ihm

die Hand gab — ich fand die Verurteilung als keinen genügenden Grund für einen persönlichen Zwist —, machte er eine Disziplinaranzeige gegen mich, in der er behauptete, mein Handeln sei eine Frozzelei gewesen!

Als Kuriosität will ich noch Folgendes anführen. Einmal wurde der Wahrheitsbeweis dafür angetreten und auch erbracht, daß der Kläger als angeblich Toter aufgebahrt wurde, um Mitleid für seine Frau zu erwecken und zu erreichen, daß ihr Spenden zukommen, am Abend jedoch in seiner Wohnung beim Nachtessen angetroffen worden ist.

E. Humoristisches.

Nach der Beschreibung so vieler ernster, oft tragischer Erlebnisse wird man mir es nicht verargen, wenn ich auch einige heitere Szenen schildere. Auch an ihnen ist ja das Leben im Gerichtssaal überreich, man muß sie nur zu erkennen verstehen und das nehme ich für mich in Anspruch, daß ich in jeder Sache das Interessante und auch den Humor zu entdecken vermag, wenn es nur irgendwie möglich ist.

Selbstverständlich liefern die Juden die humorvollsten Aussprüche und Szenen. Es gibt galizische, ungarische und böhmische (mährische, schlesische) Juden. Jede dieser drei Klassen derselben hat charakteristische Eigenschaften und ich erkenne die Nationalität fast sofort. Der galizische Jude spricht den uns fremdesten, unverständlichsten Jargon und repräsentiert die unkultivierteste Spezies. Der ungarische Jude ist der gemütlichste, der böhmische Jude der gebildetste. Ich verstehe alle jüdischen Jargons und brauche nie einen Dolmetsch, ich habe ein unglaublich gutes „jüdisches Ohr“ und ich finde mich auch in den Winkelzügen ihres Gedankenganges zurecht. Als ich einmal einen polnischen Juden fragte, ob er A oder B heiße (es ist das wegen der sogenannten mosaischen Ehen oft nicht leicht festzustellen, welche gesetzlich ungültig sind, weil die Betreffenden nicht vom Rabbiner getraut wurden, sondern von einem beliebigen Bekannten), sagte er, er heiße B und fügte als Beweis dafür hinzu, bei der „Erscheinung“ sei er auch als B aufgerufen worden. Sofort wußte

ich, daß er hiermit die Assentierung meinte. Die Gemütlichkeit des ungarischen Juden klingt so recht aus der Antwort auf meine Frage heraus, welche ich an einen Mann richtete, ob der Betreffende lesen und schreiben könne; sie lautete: „Ich bin ka berühmter Leser und bin ka berühmter Schreiber!“ Und einen Ausspruch wie den folgenden kann nur eine böhmische Jüdin machen: „Herr Richter, glauben Sie der Zeugin nicht, denn die Lüge geht ihr so glatt vom Munde wie die Quelle dem Bach!“

Ich habe mir jahrelang, wie überhaupt beinahe alle interessanten Gerichtsvorfälle, so auch die humoristischen notiert und alle meine Bekannten kennen meine Sammlung urwüchsiger oder heiterer Aussprüche, so daß ich, abgesehen von der sonst zu befürchtenden Ausdehnung dieser Schrift, auch deshalb dies alles unmöglich hier nochmals vorbringen kann; ich muß darum meine Gönner bitten, mich einmal zu besuchen, und dann werde ich glücklich sein, ihnen alles vorzulesen; hier kann ich nur eine kleine Auslese bieten.

Die prächtigsten Worte bekommt man dann zu hören, wenn sich die Leute vornehm ausdrücken wollen, worauf viele großes Gewicht legen. Da heißt es z. B. in einer Klage: „Der Geklagte gebärdete sich wie ein hispanischer Inquisitor, indem er meiner überwähnten schüchternen Tochter besondere Fragen aufbürdete und es geschah nur aus dem Grunde dessen böse Absicht, um eine brutale Fälschung zu modellieren, was auch auf niederträchtige Weise geschah.“ Heinrich Karpf erzählte mir: „Das Mädchen war 15 Jahre alt, im Wachstum zurückgeblieben und hat ausgesehen wie die Mona Lisa!“ Oder: „So wie Sie, so benimmt sich nicht einmal ein Individuum!“ „Die Frau macht eine Luxusklage.“ Herr Emmerich Leberfink sagte von sich: „Ich bin im Jahre 1862 in Göding geboren, ich bin eine Landpomeranze.“ Derselbe sagte auch: „Derlei Witzigungen möchte ich mir nicht zur Folge sagen lassen und meiner Familie halber nicht in Einzug ziehen.“ Aus einer Anzeige: „Ich gestatte mir, flammenden Mutes eine Anzeige auszugeben unter Massacre und körperlichen Verletzungen, wie folgend.“ „Ja“, sagte eine Frau, „der Herr B. wird alles mit Kaltmut leugnen, er hat in Afrika

gelernt, so kalt zu sein!“ Ein Fluch lautete: „Es soll ihr Mund so stumm werden, wie ihre Ohren sind schwerhörig!“ Einmal hörte ich: „Ich möchte ersuchen, daß der Herr St. mit Schimpfwörtern gegen mich sehr splendid ist.“ Oder: „Der Herr L. will sich immer um mich wickeln“. „Die Geschichte wird noch wildere Dimensionen annehmen, denn ich besteh darauf, daß er mich kalt macht (die Betreffende wollte damit sagen, ihr Gegner solle erklären, wieso er über sie sagen könne, daß er sie kalt machen werde). „Sie hat mich böhmischer Schlampen und dito Ausreißer genannt und solche garstige Worte kommen zu mir nicht.“

Selbstverständlich werden sehr oft unrichtige Wörter angewendet und Fremdwörter falsch gebraucht, z. B.:

Ich muß die Geschichte schultern.

Ich werde immer von ihr isoliert (insultiert).

Er hat immer Gerüche verbreitet über den Kläger.

Sie hat mich mit dem Regenschirm adoptiert (attackiert).

Ich will nichts, als daß das Mädels mangelhaft (makellos) dasteht.

Ich bedaure (beteure) meine Unschuld.

Ich werde doch keine Unlüge sagen!

Das ist eine von der Luft gesprungene Sache.

Ich hab der Person nichts weggelegt. —

Interessant ist es, welche verschiedenen Antworten ich schon auf die stereotypen Fragen nach Alter, Religion, Vorstrafen etc. zu hören bekam.

Die Frage nach der Religion wurde z. B. folgendermaßen beantwortet: Mosá, römisch, 1872, ledig, mos, Kutscher, deutsch, römisch und deutsch, auch, Mosaik, ja, Moseus, Moses, Galizien, Jüde, Mähren, mosialisch, Ungarn, hebräisch, Israel usw.

Auf die Frage „Sind Sie schon bestraft?“ antwortete man mir:

Ich hab' nicht einmal noch so ein Zimmer gesehen.

Ich hab' überhaupt im Leben noch niemanden berührt.

Keine fünf Minuten.

In der Schule.

Auf keiner Seite.

Als a Lediger.

Weil ich einem die Wahrheit gesagt habe (Ehrenbeleidigung).

Wegen Hasen (Wilddiebstahl).

Wegen Kohlen (Kohlendiebstahl).

Ich war überhaupt noch nirgends.

Gott sei Dank (d. h. Gott sei Dank, nein).

Wegen die Wachter (Wachebeleidigung).

Einmal auch drei Tage (er berechnete schon die noch gar nicht verhängte Strafe wieder mit drei Tagen).

Ganz leise.

Wegen schwiegermütterliche Gelegenheiten (er hatte seine Schwiegermutter schwer verletzt).

Als Beschäftigung wurde mir angegeben: Tipsgeber, Eierbeleuchter (er hält am Markte die Eier gegen das Licht und erkennt daran, ob sie genießbar sind), Handelsschreier (sogeannter „Handlé“), Privatkundenbesucher (ebenso). Eine Frau antwortete auf die Frage nach ihrer Beschäftigung: „Mein Mann.“

Bekannt ist es unter meinen Freunden, daß ich schon Hunderte von unglaublichen Titeln von den Leuten bekommen habe; sie nannten mich unter anderem „Herr kaiserlicher Mensch, Herr kaiserlicher Adler, Herr Gerichtsdienner, Herr Kaiserlicher, Herr Obervormund, Herr Stuhlrichter, Herr Betriebsrichter, Herr Major, Herr Verfügungsrichter, Herr Polizeipräsident, Herr Vizenotar, hoher Gerichtsort, gnädiger Hofrat, Herr Schiedsrichter, Herr Schulrat“ usw. usw.

Und ehe ich ganz schließe, will ich noch zu meinen goldigen Juden zurückkehren und von ihnen einiges erzählen.

Nachdem ich den guten, alten Aaron Wasser wegen einer Ehrenbeleidigung zu zwanzig Kronen Geldstrafe verurteilt hatte, sagte er ganz schüchtern: „Könnt' ich Ihnen nicht für 20 K Tinte liefern?“

Als ich noch Zivilrichter in der Leopoldstadt war, langte einmal eine merkwürdige Klage ein. Zur Erklärung muß ich vorausschicken, daß die frommen Juden sich während des Betens sogenannte Gebetsriemen um die Stirne wickeln, an welchen eine Kapsel befestigt ist, in der die zehn Gebote enthalten sind. Es gibt nun gewisse Leute, die sich damit befassen, die zehn Gebote schön aufzuschreiben und es darf absolut kein Fehler hierin enthalten sein. In der erwähnten Klage behauptete nun

die Klägerin, sie habe sich beim Geklagten fehlerlos geschriebene zehn Gebote bestellt und habe diese zwei Jahre lang während des Betens verwendet. Nach dieser Zeit sei sie jedoch darauf gekommen, daß in der Schrift ein Fehler enthalten sei, ihre Gebete konnten daher durch zwei Jahre keine Wirkung haben und sie verlange deshalb vom Geklagten hiefür Schadenersatz.

Ein andermal handelte es sich in einer Besitzstörungsklage darum, daß der Kläger sich dadurch gestört fühlte, daß der Geklagte seine Laubhütte nicht aus dem Hof entferne.

Bekannt ist es, welche köstlichen Namen man oft findet. In einer Verhandlung erschienen vor mir: Tosca Spitzer und Telramund Ornstein! Und als ich einmal, es war im März, eine Verhandlung mit Gimpel und Schmetterling durchzuführen hatte, konnte ich mich nicht zurückhalten, dem Schriftführer zuzuflüstern: „Die Herren mögen hereinflattern!“, wobei mir Frühlingsstimmung einzuziehen schien, wie ich es in den Räumen des Bezirksgerichtes in der Schiffamtsgasse noch nie gefühlt hatte.





Schlußwort.

Es war ein weiter Weg, den ich meine Leser geführt habe von der Bräunerstraße in die Schiffamtsgasse. War er schon für die Leser beschwerlich, so war er dies noch mehr für mich; denn man wird es mir glauben, daß sich in meinem Leben nicht alles so glatt abgespielt hat, als es sich liest. Und was habe ich alles nicht erzählt! Ich könnte einen zweiten Band folgen lassen, gefüllt mit den Reminiszenzen an Erlebnisse, über die man eigentlich nicht schreiben kann.

Ob ich den richtigen Zeitpunkt für diese Darstellungen gewählt habe, d. h. ob vielleicht noch die Zeit kommen wird, in der ich ein ruhiges, beschauliches Dasein führen und von großen Erfolgen würde berichten können — ich weiß es nicht und glaube es nicht. Wenn man einmal so mitten im Lebenskampf zu stehen gewohnt ist wie ich, dann kann man sich in die Rolle eines „Abgeklärten“ gar nicht hineindenken. Nein! Nur nicht „abgeklärt“ werden; wäre ich dies je gewesen, dann hätte ich alle diese Dinge, von denen ich erzählte, nicht erlebt und wenn ich gerecht sein will — ich werde ja bezahlt dafür, gerecht zu sein —, dann muß ich sagen, daß mir das Leben auch schon unendlich Schönes geboten hat und dafür bin ich unendlich dankbar.

Gesagt habe ich alles, was ich sagen wollte, und ich glaube nicht, daß ich irgendein Ereignis vergessen habe, welches in den Rahmen dieser Schrift paßt. Ich habe mir redliche Mühe gegeben, mein ganzes Leben zu durchforschen und meine zahlreichen Aufschreibungen haben mir hiebei geholfen.

Ob das Motto berechtigt ist, welches ich auf das Titelblatt gesetzt habe? Ich bilde es mir ein, weil es meine größte Entschuldigung bilden könnte.

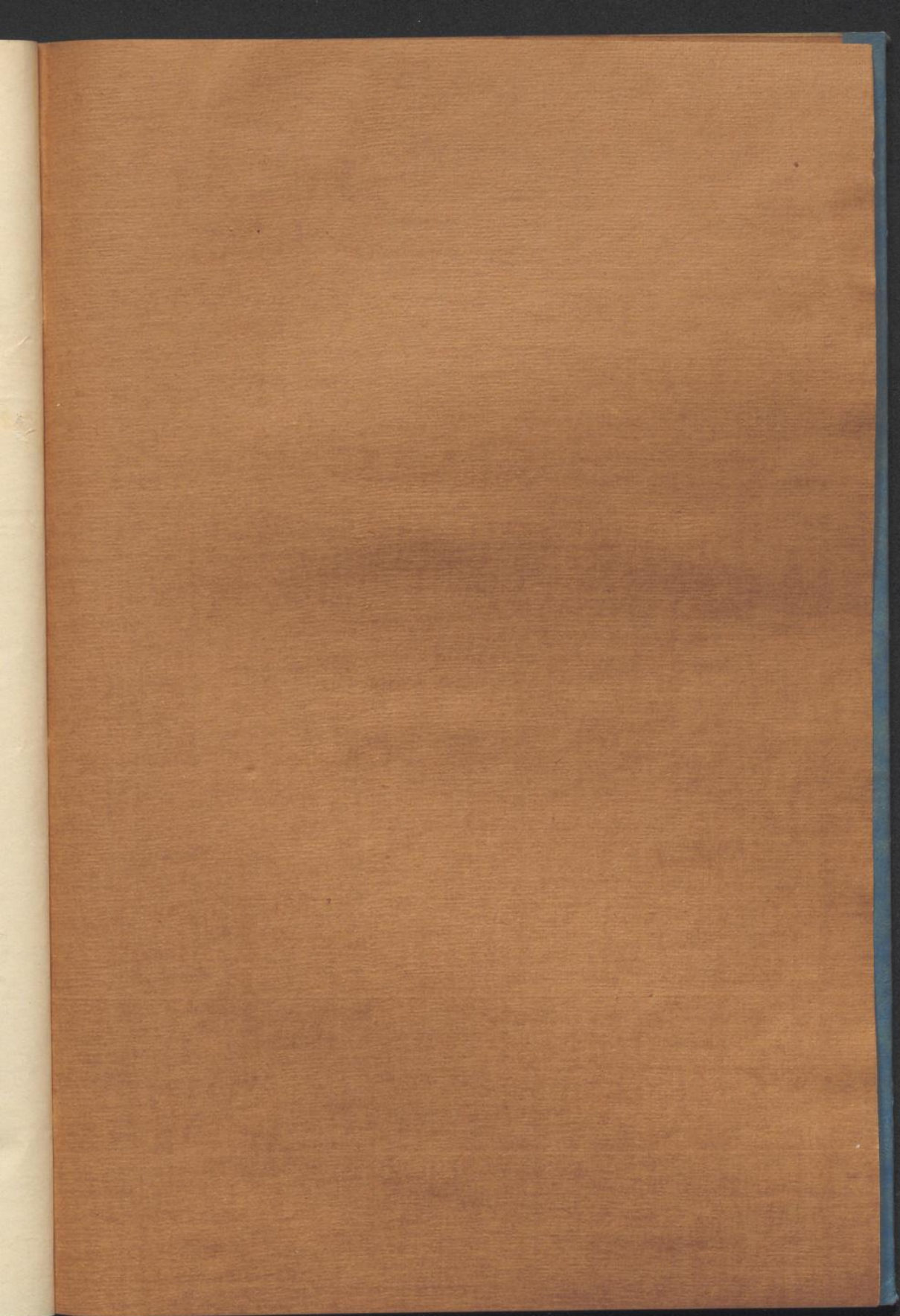


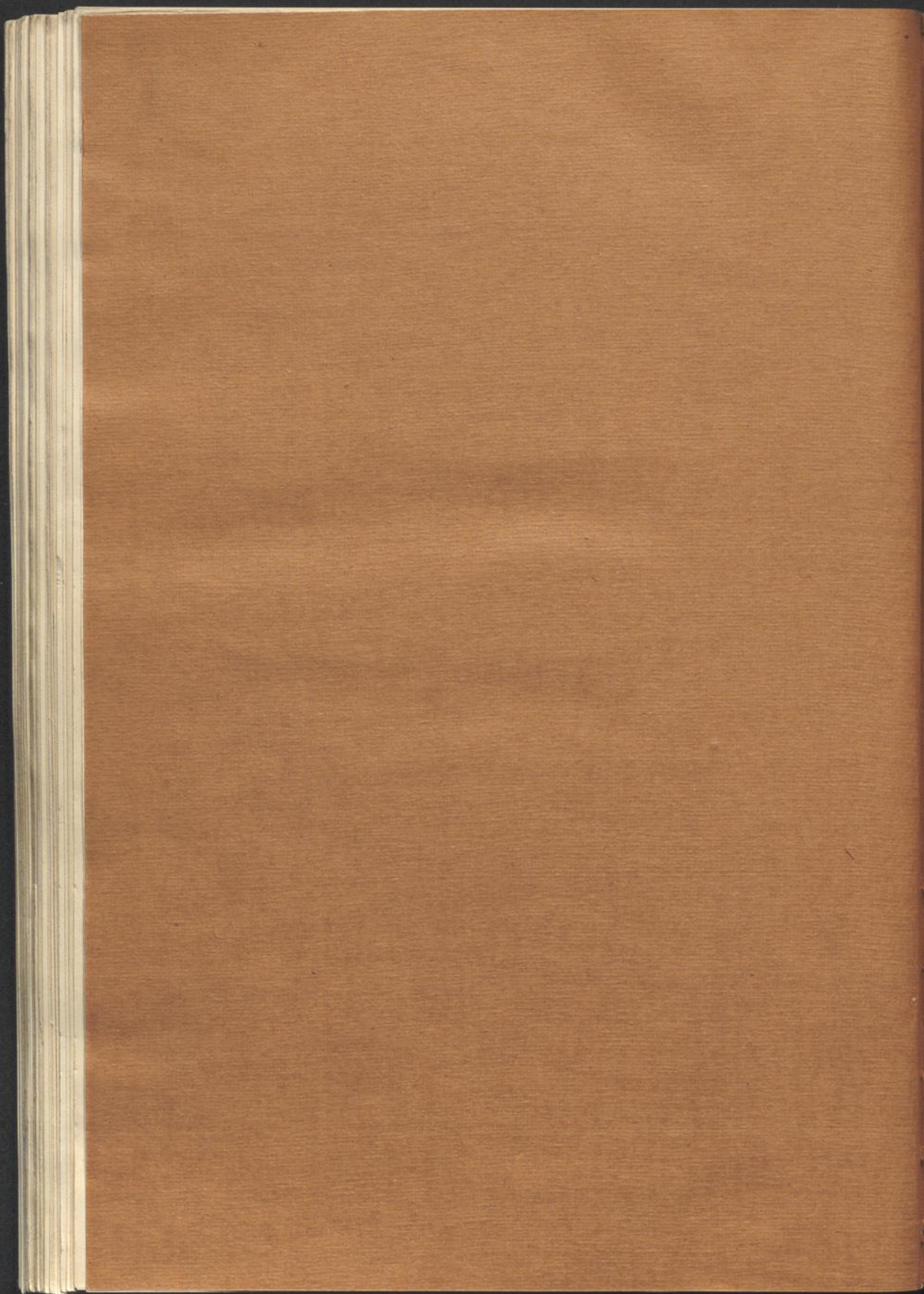
Schlusswort

Es war ein weiser Mann, der sich dieses Wortes bedienen sollte. Er hat es nicht missbraucht, sondern es hat es so gebraucht, dass es nicht missbraucht werden konnte. Er hat es so gebraucht, dass es nicht missbraucht werden konnte.

Die Welt ist ein grosses Buch, das nur denjenigen offen steht, die es zu lesen verstehen. Die Welt ist ein grosses Buch, das nur denjenigen offen steht, die es zu lesen verstehen. Die Welt ist ein grosses Buch, das nur denjenigen offen steht, die es zu lesen verstehen.

Die Welt ist ein grosses Buch, das nur denjenigen offen steht, die es zu lesen verstehen. Die Welt ist ein grosses Buch, das nur denjenigen offen steht, die es zu lesen verstehen. Die Welt ist ein grosses Buch, das nur denjenigen offen steht, die es zu lesen verstehen.







44.211

WIENBIBLIOTHEK



+QWB10415303